

Heinrich Kurtzig: An der Grenze

An der Grenze

Kulturgeschichtliche Erzählung

von

Heinrich Kurtzig

GUSTAV ENGEL VERLAG - LEIPZIG

Copyright 1931 by
Gustav Engel Verlag, Leipzig C 1.

Druck von Herrm. Ulrich (Inh.: Arno Feiste), Leisnig.

Die Anregung zu der vorliegenden Erzählung verdanke ich *Gustav Frenssen*, der mich, nachdem er meine Ostbücher „Ostdeutsches Judentum“ und „Kaufmann Frank“ gelesen hatte, darauf hinwies, eine Kulturdarstellung ostdeutschen Judentums zu schreiben. „Was weiß ein Westdeutscher oder Niedersachse von diesen ostischen Menschen?“ sind seine Worte. In „An der Grenze“ habe ich versucht, ein Teilgebiet zu behandeln. Wilhelm Heinrich Riehl sagt in dem Vorwort zu seinen „Kulturgeschichtlichen Novellen“: „Nicht was ich in Büchern gelesen, sondern was ich als Knabe im großväterlichen und väterlichen Hause erzählen hörte, von der guten alten Zeit, wie sich dieselbe im kleinbürgerlichen Leben abspann, die Hausmärchen meiner Jugend waren es, womit ich diesen Erzählungen individuelle Farbe gab. In solchen mündlichen Überlieferungen sind oft die feinsten Züge zur kulturgeschichtlichen Charakteristik einer Epoche erhalten und — begraben. Durch die Novelle können sie lebendig bewahrt bleiben; durch das Ge-

schichtsbuch nicht. Denn es sind diese Züge meist so innig mit bestimmten Personen und zufälligen Ereignissen verknüpft, daß der Kulturhistoriker, auch wenn er noch so speziell und genrehaft arbeitet, doch nichts damit anfangen kann. Der kulturgeschichtliche Novellist dagegen wird in diesen persönlichen Anekdoten und Charakteristiken oft gerade die leisesten Atemzüge vergangener Geschlechter belauschen und uns ihr geheimes Seelenleben in einer Wärme und Unmittelbarkeit mitempfinden lassen, bis zu welcher die Darstellungsmittel der Geschichte nicht mehr reichen.“

Ich habe in den folgenden Blättern lediglich aus eigenen Jugenderinnerungen und Familienüberlieferungen geschöpft, nur bei einigen wenigen Stellen benutzte ich die Selbstbiographie eines früheren ostjüdischen Talmudschülers.

H. K.

I.

In der kleinen dumpfen Schulstube eines ostdeutschen Grenzstädtchens begann Lehrer Daniel den Unterricht mit dem Übersetzen der Bibel, nachdem er seine Zöglinge mit dem hebräischen Alphabet nur allzu notdürftig bekannt gemacht hatte. „Bereischis“ „am Anfang“ sagte der Lehrer vor, und der Schüler wiederholte die Worte, indem er mit seinem kleinen Fingerchen auf die betreffende Stelle im Buche zeigte. „Bereischis“: am Anfang, boroh: schuf, elauhim: Gott, es haschomajim: den Himmel, w'es hoorez: und die Erde.“

Nachdem auf diese Weise der Satz mit dem ersten Jungen durchgenommen war, kam der zweite an die Reihe. Auch bei ihm begann es: Bereischis: am Anfang, boroh: schuf, elohim: Gott, es haschumajim: den Himmel; der Dritte, Vierte, Fünfte und die Folgenden mußten es wiederholen. Der Zehnte las und übersetzte den Satz schon ganz schnell und deutlich; denn nun konnten sie ihn ja alle bereits auswendig.

Ach! der Lehrer wurde bei dieser eintönigen Methode gar müde und abgespannt. Nachdem er das Gleiche immer wieder von den Lippen der Kinder zehnmal, zwanzigmal gehört hatte, schlummerte er oft in seinem Unterricht ein. Dann kicherten die Jungen, neckten sich, wurden übermütig, bis Lehrer Daniel plötzlich, nachdem sein Kopf tief auf seine Brust herabgesunken war, mit einem fürchterlichen Schnarchlaut auffuhr und ein kurz abgebrochenes „Nu“ hören ließ. Dann ging es wieder eine Zeitlang weiter: Bereischis: am Anfang, boroh: schuf, bis dann der müde Kopf von Daniel wieder hinuntersank und der Schnarchlaut und das „Nu“ ertönten.

Ja, es war eine schwere, saure Arbeit, die der Lehrer zu leisten hatte! in einer kleinen, muffigen Schulstube mit dreißig bis vierzig Kindern armer Leute aus der Hintergasse, Kinder in zerlumpten, übelriechenden Kleidern, oft barfuß, so saßen sie da und „lernten“, lernten aus dem alten Chumesch¹⁾, aus zerrissenen, unsauberen Büchern. Nein, er hatte keine erfreuliche Tätigkeit, der Lehrer Daniel. Und wie wurde er entlohnt! In dem Vertrag, den er mit dem Gemeindevorstand, dem die „Jüdische Schule“ unterstellt war, geschlossen hatte, hieß es:

„In Gemäßheit des Beschlusses der Verwaltungsbeamten und Repräsentanten vom 27. Ok-

1) Die fünf Bücher Moses.

tober 1865 wird der Lehrer Louis Daniel als Lehrer angestellt, und zwar ist diese Anstellung von Seiten der Corporation nur probeweise und ohne bestimmte Zeit, so daß es derselben überlassen bleibt, bei eingetretener Unzufriedenheit dem p. Daniel allmonatlich seine Funktion zu kündigen.

Der Antritt des p. Daniel ist vom 1ten November ab, und übernimmt derselbe alle ihm vom Corporationsvorstand zum Unterricht übergebenen Kinder (circa 40 an Zahl) mit gleicher Treue und gleichem Fleiß zu unterrichten. Der Lehrer Daniel verspricht, mit seinem besten Wissen, mit Fleiß, Treue und Rechtlichkeit der Schule vorzustehen, den ihm anvertrauten Kindern allzeit mit gutem Beispiel voranzugehen und überhaupt bemüht zu sein, sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erwerben.

Bei Erfüllung seiner Obliegenheiten erhält er ein monatliches Honorar von 11, geschriebenen Eilf Thaler aus der Corporationskasse.“ —

Daniel hatte seine Pflichten jederzeit mit „Fleiß, Treue und Rechtlichkeit“ erfüllt, und der Corporationsvorstand hatte nie Veranlassung gehabt, ihm seine „Funktion zu kündigen“. Aber Jahre hindurch schwebte über dem Geplagten das Damoklesschwert jederzeitiger monatlicher Entlassung. Und alles das bei einem Gehalt von 33 Mark monatlich.

Daniel hatte nicht für sich allein zu sorgen. Er hatte eine Frau und sieben Kinder. Wie sollte

man da mit elf Talern den Lebensunterhalt bestreiten! Als es nicht mehr zu gehen schien, wagte er nach langen inneren Kämpfen, ein Unterstützungsgesuch an seinen Vorstand zu richten. —

Zu der bedeutungsvollen Sitzung, in der über das Schicksal des Lehrers entschieden werden sollte, hatte der Schammes¹⁾, der alte Baruch, die Vorstandsmitglieder persönlich eingeladen. Sie waren auch alle erschienen, und nun saßen sie an dem großen runden Tisch mit der grünen tintenbeklehten Decke im Sitzungszimmer des Synagogenbüros. Der Vorsitzende, Herr Abraham Rosenthal, der Parneß²⁾, mit dem langen, weißen Bart, mit seinen leuchtenden Augen und der kühn geschwungenen Adlernase, dann der schon fast 80jährige Reb³⁾ Meyer Nachmann, der sich nur noch mühsam an seinem dicken Krückstock mit dem elfenbeinernen Knopf zur Sitzung hinschleppen konnte, neben ihm der Großkaufmann Michel Samuel, der fast Taube, mit einem riesigen blechernen Hörrohr, der wohl kaum viel von den Reden, die gehalten wurden, verstehen konnte. Dann der temperamentvolle Isaac Prinz, endlich Abraham Levy, der Schulgabbai⁴⁾. Er fehlte nie bei den Gottesdiensten, auch nicht an den Wochentagen; kein Sturm, kein Unwetter konnte den Alten zurückhalten.

Am Sonnabend und an den Feiertagen wies er

1) Tempeldiener. 2) Gemeindevorsteher. 3) Herr.
4) Tempelvorsteher.

mit dem silbernen kunstvollen Zeiger, der in eine kleine Hand auslief, dem den Wochenabschnitt mit dem alten traditionellen Nigun¹⁾ vortragenden Kantor die breiten Zeilen in der Pergamentrolle. Und wenn der „Aufgerufene“ nach dem zweiten Segensspruch dem Vorsteher seinen Dank für die ihm erwiesene Ehre aussprach, wußte Herr Abraham Levy mit wohlwollender Liebenswürdigkeit, aber auch mit einem gewissen Stolz den Händedruck durch eine kleine Verbeugung zu erwidern.

Alle diese würdigen Vorsteher saßen nun an dem grünen Tisch im Synagogenbüro, um über Lehrer Daniels Eingabe zu beraten und zu beschließen.

„Uns liegt folgende Eingabe des Lehrers Daniel vor,“ begann der alte wohlwollende Vorsitzende, Herr Abraham Rosenthal, der Parneß. „Ich werde sie verlesen:

Einem Wohlloblichen Corporationsvorstande wird's nicht unbekannt sein, daß ich vergangenen Sommer sehr krank darniederlag und infolgedessen den Privatunterricht aufgeben mußte. Dadurch haben sich meine Verhältnisse sehr verschlimmert. Zwar erhielt ich von der Königlichen Regierung, durch den hiesigen Superintendenten veranlaßt, eine kleine Unterstützung, doch reichte diese kaum hin, die Kosten zu decken, die

1) Melodie.

aus meiner Krankheit erwachsen sind. Abgesehen davon, ist's mir auch nicht möglich, bei der zunehmenden Teuerung der Lebensmittel mit meinem kleinen Gehalte auszukommen, da ich eine Familie von acht Personen zu ernähren habe. Ich rechne auf die Einsicht der Herren Corporationsvorsteher, daß Wohldieselben einen Familienvater, der, wie beifolgendes Attest bekundet, eine lange Reihe von Jahren der Gemeinde als Lehrer genutzt hat, eine Unterstützung nicht versagen werden, zumal in einer Zeit, wo er derselben so sehr benötigt ist.“

Bei dieser Verlesung zitterte die Stimme des edlen Vorsitzenden vor Rührung und innigem Mitgefühl; denn er hatte es in früheren Jahren oft genug an sich selbst erfahren, wie Nahrungssorgen jede Arbeitslust lähmen und die Menschen zu Boden drücken.

„Ich will mich zur Sache zunächst noch nicht äußern, sondern erst hören, wie mein Collegium über den Fall denkt.“

Herr Abraham Levy bat als Erster ums Wort. Er führte aus: „Man kann zu dem Antrag ‚ja‘ sagen und man kann auch ‚nein‘ sagen. So klar liegt die Sache nicht. Es ist richtig, die Teuerung ist groß. Auf dem letzten Wochenmarkt hat meine Frau eine Katschke¹⁾ gekauft, ich sag' Ihnen, nicht

1) Ente.

größer als ein Täubchen, sie hat anderthalb Gulden gekostet. Was soll man dazu sagen? Und meine Frau versteht zu handeln bis auf's Blut, darauf können Sie sich verlassen. Danach müßte man also dem Lehrer Daniel eine Unterstützung bewilligen. Jetzt kommt aber die Kehrseite der Medaille. Daniel bekommt elf Taler, dazu muß man rechnen den Erlös aus dem Privatunterricht. Schlecht gerechnet hat er drei Privatschüler. Dazu kommen Vorbereitungen zur Barmizwah¹⁾; ein Jüngelchen hat er fast immer. Dann seine Hochzeitscarmina zu den Chassenes²⁾ und, was meinen Sie, die Kibbed-Jontefs³⁾ und Schlachmones⁴⁾. Alles zusammengerechnet, kommt keine schlechte Summe zusammen. Ich bin entschieden gegen Bewilligung einer Unterstützung. Über die Sache ist garnicht viel zu reden, nur abzustimmen.“

Aber der Vorsitzende ließ sich nicht beirren. Bedächtig nahm er zunächst eine Prise aus seiner silbernen Tabakdose. „Reb Meyer Nachmann, was sagen Sie?“ Der hustete in sein rotes kattunenes Taschentuch hinein, in das sinnig ein Bild aus der vaterländischen Geschichte hineingedruckt war. „Ich — ich —“, er hustete wieder, „schließe mich Abraham Levy an.“

„Wünscht noch jemand das Wort?“ fragte der Vorsitzende, indem seine Blicke gespannt auf

1) Einsegnung. 2) Hochzeiten. 3) Feiertagsgeschenke.

4) Geschenke zu Festtagen.

Isaac Prinz gerichtet waren. Der trat warm für die Bewilligung einer Unterstützung von fünf Talern ein. Aber Michel Samuel wies eindringlich auf den prekären Stand der Gemeindefinanzen hin und warnte dringend vor einer etwaigen Belastung durch eine Zuwendung an Daniel. Hienach war klar, was von der Abstimmung zu erwarten war, und als Lehrer Daniel mit zitternden Händen das Antwortschreiben seiner Behörde auseinandergefaltet hatte, mußte er folgendes lesen:

Bei Remission des Ihrem Gesuch beigelegten Attestes eröffnen wir Ihnen, daß der prekäre Stand unserer Finanzen nicht gestattet, Ihrem Gesuche deferriren zu können.

Der Vorstand.

Gebrochen ließ sich Daniel in den alten Großvaterstuhl am Ofen fallen; düster und grau lag die nächste Zukunft vor ihm. Sein frugales Abendbrot ließ er unberührt, und sein Abendgebet war heute nicht von so heiliger Andacht erfüllt wie sonst immer. Er fand diese Nacht keinen Schlummer, und heftige Schmerzen in der rechten Seite, die er zwar öfter in der letzten Zeit, aber nie so stark gespürt hatte, beunruhigten ihn und ließen ihn eine schwere Erkrankung befürchten. Was sollte, wenn er stürbe, aus seiner Frau und den Kindern werden! Einen kleinen, ganz kleinen Notgroschen hatte Sarah zwar immer noch beiseite gelegt. Wie sie das bei dem kärglichen Wirt-

schaftsgelde ermöglichen konnte, war eigentlich unbegreiflich. Daniel hatte oft scherzend, aber voll Anerkennung gesagt: „Meine Frau ist eine Falschmünzern, aus einem Silber Groschen macht sie einen Gulden.“ — Aber wie lange könnte sie von dem Ersparten, das sie in einem Strumpf unter dem Kopfkissen verborgen hielt, leben? Eine Witwenpension stand ihr nicht zu. In düstern Gedanken und beunruhigenden Angstgefühlen, die durch die körperlichen Schmerzen gesteigert wurden, verbrachte Daniel sorgenvoll die Nacht. Als die Morgensonne sich durch die kleinen herzförmigen Ausschnitte der grünen Fensterläden hindurchstahl, erhob er sich zwar von seinem Lager, legte die Tefillin¹⁾ an und sprach, in den Talles²⁾ tief eingehüllt, das Schacharis-Gebet³⁾, aber dann fühlte er sich so schwach und angegriffen, daß er wieder das Bett aufsuchte und seine Frau bat, Doktor Falk, den langjährigen Hausarzt und Freund, holen zu lassen. Die Schüler solle sie für heute jedenfalls nach Hause schicken. Sarah war nicht so ängstlich wie ihr Mann. Was hatte sie nicht bei der Geburt der zahlreichen Kinder für Schmerzen gelitten und sie klaglos überwunden! „Daniel, gib nicht so viel an, Du bist ein alter Hypochonder. Dich möchte ich sehen, wenn Du ein Kind zur Welt bringen solltest. Ruh’ Dich heute aus, und morgen, so Gott will, wirst Du wieder unterrichten

1) Gebetriemen. 2) Gebetmantel. 3) Morgengebet.

können.“ Aber sie ließ doch Doktor Falk kommen, da sie wußte, daß schon die Nähe eines Arztes immer wohltuend auf das Befinden ihres Mannes wirkte. Von Dr. Falk sagte man im Städtchen, er brauche nur seine schmale, weiche Hand auf eine schmerzende Stelle zu legen, und schon fühle sich der Kranke erlöst, er brauche nur ein Krankenzimmer zu betreten, dann erstrahle es in Licht und Hoffnung. Kein Wunder, daß der Arzt eine ausgedehnte Praxis hatte, nicht nur in der Stadt, sondern auch in weitem Umkreise auf dem Lande. Die Großgrundbesitzer, Grafen und Barone, wandten sich fast ausnahmslos an den kleinen jüdischen Arzt aus der Kreisstadt, und die vornehmen Damen des Hochadels vertrauten sich ihm nicht nur bei ihren körperlichen, sondern auch bei ihren seelischen Leiden an. Sonst fanden sie alles Jüdische abstoßend, hier siegte die große Persönlichkeit über jedes Vorurteil. Aber was bei Dr. Falk hervorzuheben war: er verleugnete nie sein Judentum, auch Christen gegenüber nicht. Er hielt, soweit es ihm nur irgend möglich war, die gesetzlichen Vorschriften seiner Religion, er vermied es z. B., am Sabbath zu schreiben, und die von ihm an dem heiligen Tage verordneten Rezepte gab er dem Provisor in der Apotheke mündlich an. Diese Konsequenz achteten auch die Andersgläubigen. Das war Dr. Falk, dem man gar oft, auch bei Wind und Wetter, auf den unwegsamen Landstraßen begegnete, meist auf

primitiven Bauernwagen, unter seinem riesigen Doktorschild, geschützt vor Sonne und Regen. Saß er aber in den bequemen Kutschwagen der Gutsbesitzer, so sah man ihn stets in die Zeitung oder in ein Buch vertieft.

Wenn er von seinem ländlichen Krankenbesuch, der oft Stunden in Anspruch nahm, heimkehrte, so harrten seiner vor seinem Hause sicher schon wieder mehrere Fuhrwerke, die ihn, o welch Mißgeschick! zuweilen in genau dieselbe Gegend bringen sollten, aus der er eben erst gekommen war. Schweres Los des kleinstädtischen Arztes mit einer großen Landpraxis! Aber trotzdem, die Kranken in der Stadt wurden auch mit aller Sorgfalt und Liebe betreut. Für Dr. Falk gab es keinen Unterschied zwischen Arm und Reich. Er kannte nur Menschen, deren Leiden zu lindern sein heiliger Beruf war. Und immer war er, wenn er gerufen wurde, mit erstaunlicher Schnelligkeit bei seinen Patienten. War er von einer Landtour heimgekehrt, so machte er sofort Besuche in der Stadt, ehe er schnell wieder ein wartendes ländliches Fuhrwerk bestieg.

So brauchte Daniel auch nicht lange auf den Doktor zu warten, und er atmete auf, als die Haustür ging, die an einer Feder über dieser angebrachte kleine Glocke klingelte, und er den schweren, ihm wohlbekannten Schritt des Arztes wahrnahm.

„Vor allen Dingen macht die Fenster auf und laßt frische Luft herein,“ waren dessen erste Worte, als ihm der muffige Dunst des Zimmers entgegenschlug. Man glaubte allgemein, es den Kranken schuldig zu sein, sie hermetisch von der Außentemperatur abzuschließen, damit sie sich nicht etwa erkälten. Dr. Falk fühlte den Puls des Kranken und blickte ihm in die Augen. Schon merkte er, daß kein schwerer Fall vorlag, der zu irgend einer Besorgnis Veranlassung gab. Aber er kannte seinen Daniel und wußte, daß er eine eingehende gründliche Untersuchung vornehmen müsse, um ihn zu beruhigen. Umständlich stellte er durch Auskultation und Perkussion von Brust und Herz fest, daß Daniels Körper gesund sei.

„Nun, worüber hast Du eigentlich zu klagen, Daniel?“ fragte der Arzt mit freundlicher Stimme.

„Herr Doktor, wenn ich auf der rechten Seite liege, habe ich so große Schmerzen.“

„Nun, dann leg Dich auf die linke Seite. Wo steht geschrieben, daß Du auf der rechten Seite liegen mußt?“

„Und dann ist mir auch im Ganzen sehr schlecht, Herr Doktor. Seit gestern abend habe ich keinen Appetit.“

Da wußte der Arzt schon, daß hier lediglich eine leichte nervöse Störung vorlag. Trotzdem er davon überzeugt war, sagte er:

„Ich werde jedenfalls den Harn untersuchen und Dir morgen Bescheid geben. Aber erzähle

mir, Daniel, hattest Du vielleicht Ärger, oder plagt Kummer Dein Herz? Sprich Dich offen mit mir aus. Frau Sarah kann inzwischen mal in die Küche gehen und eine Semmelsuppe für Dich kochen.“

„Herr Doktor, Sie haben es gefunden, ich bin sehr bekümmert im Herzen. Aber im Ganzen fühle ich mich schon wohler, wenn Sie mir sagen, daß ich nicht krank bin.“

Und nun erzählte Daniel von seinen Geldsorgen und Ängsten, von seinem Gesuch an den Vorstand und der gestern erhaltenen Ablehnung. „Diese hat mir einen Klapp gegeben, Herr Doktor,“ schloß er und sank in die Kissen zurück.

„Daniel, vertraue Dich mir ganz an, hast Du Schulden?“

„Nein, lieber Herr Doktor, Schulden habe ich noch nicht gemacht, aber es wird soweit kommen, wenn meine Einkünfte sich nicht bald erhöhen.“

„Also für morgen und die nächsten Tage hast Du zu leben. Es liegen Tage vor Dir, an denen Du arbeiten kannst, an denen Du Gutes tun kannst, an denen Du Dich fortbilden kannst. Das sind Tage des Sonnenscheins, des Glücks und der Freude. Gewiß soll man auch an die weitere Zukunft denken und nicht in den Tag hineinleben. Aber heute liegt noch kein Grund zur Angst vor. Bemühe Dich in den nächsten Tagen um Privatschüler, und suche, Dir dadurch neue Einnahmequellen zu verschaffen. Du brauchst

ja auch nicht die Hoffnung aufzugeben, daß Du wieder einen Barmizwah vorzubereiten haben wirst, einen Auftrag auf ein Gelegenheitsgedicht, das Dir ja immer so gut gelingt, erhalten wirst. IB Deine Semmelsuppe noch im Bett, alsdann steh' auf und wandere ein, zwei Stunden hinaus in die Natur. Du bist heute ein freier Mensch und sicherlich ganz gesund. Dir fehlt nichts, Daniel.“

„In die Natur soll ich gehen? Wo gibt es hier bei uns Natur? Haben wir Berge und Täler? Wo ist ein See, ein Bach? Traurig und öde wie mein Leben ist unsere ganze Stadt und unsere Umgegend. Wohin soll ich hier wandern, wenn meine Verstimmung sich nicht noch vergrößern soll? Von schönen Gegenden habe ich in Büchern gelesen, gesehen habe ich ein schönes Land noch nie.“

„Du lebst immer nur in Deiner Schulstube, Daniel, bei Deinen alten Büchern, in modriger Luft, da mußst Du ja verkümmern. Ich will gar nicht mit Dir disputieren, ich ordne einfach als Arzt an und verlange, daß es ausgeführt wird: Jeden Tag, wie auch das Wetter sei, gehst Du nach Schluß des Unterrichts ein bis zwei Stunden ins Freie, wohin, ist ganz gleich. Heute wird sofort der Anfang gemacht, heute hast Du freie Zeit. Ich finde, daß der Fußpfad, am Friedhof vorbei, der in die Landstraße mündet, eine ganz hübsche Promenade ist. Ein halbes Stündchen kannst Du

dann noch auf dem Landwege weiter wandern. Die Alpen oder den Rhein wirst Du allerdings nicht zu Gesicht bekommen, aber Du wirst jedenfalls manches andere sehen, das Dir gut tun wird. Schon die Abwechslung ist heilsam.“

Auf Dr. Falk warteten vor seinem Hause, wie gewöhnlich, eine ganze Reihe von Landfuhrwerken. Schon saß er auf einem. Es ratterte über das holprige Pflaster zum Tor hinaus.

Daniel aber befolgte die Anordnung des Arztes und wanderte, wanderte zum ersten Mal in seinem Leben. Doch trotz seines unbedingten Vertrauens zu Dr. Falk, hier vermochte er nicht an ihn zu glauben. Was sollte von diesem Spaziergehen schon herauskommen! Wandern müßte man durch Wälder, über Hügel und Berge durch Täler und an murmelnden Quellen und Bächen vorbei. O, da würde Daniel schon rüstig ausschreiten und vielleicht auch singen. Doch hier, wo kein Anziehungspunkt für das Auge ist, was sollte man hier für Nutzen vom Aufenthalt im Freien haben! Das vermochte Daniel nicht zu begreifen. Trotzdem hatte er sich auf den Weg gemacht, weil es eine ärztliche Anordnung war, und eine solche befolgte er unbedingt. Als er in die Nähe des Friedhofs kam, fiel sein Blick auf den Toreingang, über dem auf schwarzem Grunde mit weißen Buchstaben die Worte angebracht waren: „Eingang zur Ruhe“. Merkwürdig! Daniel hatte diese Aufschrift bisher noch nie beachtet, sie war ihm noch

nie aufgefallen. Heute, wo sein stürmisches Herz Ruhe suchte, wurde sein Auge mit magischer Kraft von den Worten „Eingang zur Ruhe“ angezogen.

Er drückte die große eiserne Klinke der Pforte, die sich nur schwer in ihren verrosteten Angeln drehen ließ, nieder und betrat den Jahrhundertalten Friedhof. Ja, hier herrschte Ruhe! Eine wirkliche, völlige Ruhe! Als ob die ganze Welt erstorben wäre. Kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu vernehmen. Über die hohen steinernen Friedhofsmauern drang auch von außen kein Laut in diese Stille. In solcher Einsamkeit hatte Daniel den „guten Ort“ noch nie gesehen, er kannte ihn nur von Beerdigungen, wo er durch die meist große Beteiligung der Gemeindemitglieder zu einem Orte lebhafter Bewegung wurde. Den Eindruck, den er heute auf ihn machte, hatte er noch nie empfunden. So einsam, so tot, in Wahrheit ein Ort der Ruhe!

Daniel ließ seine Blicke über die zahllosen Gräber schweifen. Gepflegt war der Friedhof nicht, auch war er ohne jeden Plan angelegt. Es gab keine abgeteilten Felder, keine gangbaren Wege. Hin und wieder schlängelte sich zwischen den Gräbern ein schmaler Fußsteig, der sich allmählich durch die Besucher planlos gebildet hatte. Es war ein Durcheinander von Gräbern mit schmucklosen Grabsteinen mit fast nur hebräischen Inschriften. Auf einzelnen sah man zwei Hände eingemeißelt zum Zeichen, daß hier ein

„Kauhen“, ein von der Priesterkaste abstammender Toter, ruhte. Aber bei aller Schmucklosigkeit des alten Gottesackers, bei aller Einfachheit der Grabdenkmäler, zitterte in Daniels Seele eine große heilige Andacht, und er begriff zum ersten Male, warum die Juden den Ort des Todes den „guten Ort“ nannten. Er stellte sich vor, daß sie alle, die hier ruhten, einmal gelebt hatten, daß sie alle Schmerzen, Sorgen und Kümernisse erfahren hatten. Lehrer, die hier schlummerten, hatten sich gewiß ebenso wie er in dumpfer Schulstube mit dreißig Kindern gemüht und geplagt. Vielleicht waren auch solche dabei, die ein Unterstützungsgesuch an ihren Vorstand gerichtet hatten und abgewiesen worden waren. Aber sie alle schlummerten nun süß, schmerzlos und sorgenlos. Auch er, Daniel, würde einstmals sorgenlos sein, ruhevoll und erlöst für immer. Diese kurze Vorbereitung hier auf Erden, wie war sie bedeutungslos in Hinsicht auf die Ewigkeit! Aber noch ein anderer Gedanke stieg in ihm auf: Alle die Toten, die hier ruhten, sie fühlten nichts, sie wirkten und schufen auch nicht mehr. Er aber, Daniel — das empfand er tröstlich — er lebte noch, er konnte sein Leben noch gestalten, er konnte noch einen Einfluß ausüben. Er konnte die Jugend erziehen und bilden für die Aufgaben der nächsten Generation. Eine schöne große Mission fühlte er plötzlich in sich. Wie unbedeutend erschienen ihm jetzt seine körper-

lichen Schmerzen! Die brauchten ihn nicht zu beunruhigen, von ihnen würde er ja sicher einmal nichts spüren; sie alle, die hier ruhten, ruhten schmerzlos. Seine materiellen Sorgen? — Morgen, übermorgen, in einer Woche konnte er von ihnen befreit sein. Er brauchte nur einige Privatschüler, einen Barmizwah. Dann würde er sogar ein glücklicher Mensch sein. Daniel atmete tief; so hatte er in seiner Schulstube noch nie geatmet. Er fühlte, daß er ein Anderer geworden! — O, der gute weise Dr. Falk! Wie recht hatte er gehabt, ihn aus der dumpfen Schulstube ins Freie zu schicken. Was hatte ihm diese eine Stunde nicht schon erschlossen!

Und nun auf! Wie hatte der Doktor gesagt? Am Friedhof vorbei, den Fußpfad, der in die Landstraße mündet. Das war eine ärztliche Anordnung, die mußte man also ganz genau befolgen. An ärztlichen Vorschriften darf man nicht rütteln. Und Daniel, ein neuer Mensch, schritt nun aus dem Reich des Todes durch die eiserne Friedhofspforte in den sonnigen Tag hinaus.

II.

Die Landstraße war nicht breit; ein Wagen hatte kaum Platz, einem andern Gefährt auszuweichen. Der Kutscher mußte acht geben, daß die Pferde nicht die steile Böschung in den dem Wege parallel laufenden Abflußgraben hinabstürzten. Zwischen dem Graben und den unabsehbaren Feldern zog sich ein schmaler Fußweg hin, der grade Raum zum Ausschreiten für eine einzelne Person bot. Hatten sich mehrere Leute zusammengefunden, so gingen sie im Gänsemarsch, und wenn sich die Wanderer unterhielten, so wurde das oft ein lautes Schreien über die Köpfe hinweg, um sich zu verständigen. Daniel ging auf diesem Pfade allein mit leichten Schritten wie noch nie in seinem Leben. Er sah Bilder, die er noch nicht oder doch nur in früher Kindheit erblickt hatte, die ihm aber in den Jahren schwerer Berufsarbeit entschwunden waren. Weithin dehnten sich endlose Felder mit den üppig sprießenden jungen Saaten des Roggens und des Weizens, die unter der schützenden Schneedecke gut überwin-

tert hatten. Nun zeigten sie dem entzückten Auge das Bild eines saftigen Teppichs. Nur ein linder Frühlingswind kräuselte die Spitzen der jungen Pflänzchen. Ein Wunder Gottes offenbarte sich Daniel. Er verglich die Empfindungen des jetzigen Augenblicks mit den Gefühlen, die er kurz vorher auf dem Friedhof erlebt hatte. Auch hier auf diesem Acker hatte man Totes der kalten finstern Erde übergeben, leblose Körnchen sanken in ihre Gräber. Aber, o Wunder, unter der Erde begannen sie zu leben, zu sprossen; sie wuchsen, bekamen Farbe. Und sie würden weiter wachsen und blühen und Früchte tragen zum Segen der Menschheit.

„Ma godlu maassecho, wie groß sind Deine Werke, o Gott!“ sprach Daniel vor sich hin, indem er die Arme ausbreitete. Berge, Felsen und Ströme konnten diesem einfachen Manne die Größe und Schönheit der Natur nicht tiefer zu Gemüte führen als diese sprießenden Saaten. Noch vor wenigen Stunden hatte Daniel zu Dr. Falk gesagt: „In die Natur soll ich gehen? Wo gibt es hier bei uns Natur? Haben wir Berge und Wälder? Wo ist ein See, ein Bach?“

Er fühlte sich tief beschämt. So hätte er mit Dr. Falk nicht sprechen dürfen. Jener war ein Weiser, er, Daniel, ein Tor. Seine Welt ging über die Schulstube nicht hinaus. Hier auf den heimatlichen Feldern, die durch keine Berge begrenzt waren, sah er heute, wie unendlich der Horizont

sich weitete. Ihm schien es, als ob er, wer weiß wie lange von Hause fort sei, als ob er eine weite Reise gemacht hätte. Seine Kümernisse und Sorgen waren von ihm abgefallen, sie bestanden garnicht mehr. Es zog ihn noch nicht heim, weiter mußte er hinaus, weiter.

Er erblickte zwischen dem Grün zweier Felder einen dunkeln Streifen. Menschliche Laute schallten ihm entgegen, er vernahm ein wiederholtes „Hott!“ und „Hüh!“ Dorthin lenkte er seine Schritte. Ein Landmann ging hinter dem von einem Pferde und einer Kuh gezogenen Pfluge. Das in der Sonne blitzende scharfe Eisen durchschnitt den seit dem vorigen Jahre brachliegenden Acker, um ihn zur Aufnahme für die Sommersaat vorzubereiten. Längs der entstandenen Furchen lagerten sich die fettschimmernden Schollen des fruchtbaren Erdreichs, dem ein würziger Duft frühlingssrischen Atems entströmte. Daniel sog ihn mit nie gekannter Wonne ein. Auch den Landmann beglückte er, das konnte man an der Fröhlichkeit, die seine Arbeit begleitete, erkennen. Aber sonderlich tiefe Gedanken machte er sich dabei wohl nicht. Anders Daniel. Alle Eindrücke regten ihn zum Denken an, zum Kritisieren. Er sah ein Pferd und eine Kuh am Pfluge zusammengespannt. Das war nicht recht, es war eine Sünde, es verstieß gegen das göttliche Gebot. Er entsann sich, daß er seinen vorgeschrittenen Privatschülern immer bei der Stelle im Pen-

tateuch „Du sollst nicht ackern zugleich mit einem Ochsen und Esel“ weitgehende Erläuterungen gegeben hatte. Er hatte ihnen den tiefen humanen Grund dieser Vorschrift auseinandergesetzt. Mose hatte da keine willkürliche Laune der Gottheit verkündet. Die Kinder Israel sollten ein heiliges Volk sein. Von dieser Heiligkeit kündete auch dieses Gesetz. Die Arbeit sollte nicht zur Qual werden, auch nicht für das Tier. Wenn aber der Ochs und der Esel mit ihren verschiedenen Gangarten, ihrem ungleichen Kräfteverhältnis, ein und dieselbe Last überwinden sollten, so konnte ihre Anstrengung keine gleichmäßige sein; ihre Arbeitsleistung war nicht gerecht verteilt, unter dieser Ungleichmäßigkeit litten die Tiere stete Qualen. Tierquälerei war aber Sünde. Lehrer Daniel hatte nie versäumt, die Kinder darauf aufmerksam zu machen, daß man den betreffenden „Possuk“¹⁾ nicht wörtlich nehmen dürfe. Man müsse ihn nicht nur auf den Ochsen und den Esel, sondern überhaupt auf zwei ungleichartige Tiere von nicht gleicher Kraftentfaltung anwenden. Hier sah er nun Pferd und Kuh zusammengespannt. Daniels weiches Gemüt litt bei der Vorstellung der ständigen Qual dieser Gottesgeschöpfe. Er war ein Lehrer. Mußte er hier nicht auch lehren? Er fühlte sich berufen, auch hier draußen das Gotteswort zu verkünden. Zwar, er war ein Jude. Wie würde der „Rosche“²⁾ seine

1) Bibelvers. 2) Böser Mensch.

Belehrungen aufnehmen? Setzte er sich hier, einsam auf freiem Felde, nicht einer großen Gefahr aus? Aber gleichviel, er brachte den Mut auf, den Bauer anzusprechen und ihm einen „guten Tag“ zu entbieten. Daniel hätte sich übrigens auch polnisch mit ihm verständigen können, da er die polnische Sprache beherrschte. „Guten Tag, Jude,“ erwiderte der Bauer, „nisch zu handeln?“ Aha! Daniel hatte die Einstellung des Landmanns wohl richtig geahnt. „Nein, mein Lieber, ich habe nichts zu handeln, denn ich bin ein Lehrer.“ „Dann bist Du auch kein Jude, der Jude schachert nur.“ „So? lieber Freund, und Dr. Falk, den Ihr sicherlich kennt, schachert der auch?“ „Dr. Falk,“ lachte der Bauer, „der ist doch kein Jude; das wirst Du mir doch nicht weismachen wollen?“

Nun war Daniel in seinem Element, den Unwissenden zu belehren. Der Bauer hielt in seiner Arbeit inne, den schwitzenden Tieren war eine Erholung auch zu gönnen. Das Pferd wieherte vergnügt, und sein ungleichartiger Kamerad ließ ein langgezogenes „Muh“ ertönen. Diese kontrastierenden Laute gaben Daniel Veranlassung, sich in biblischen Auslegungen zu ergehen und sich über das Verbot der Zusammenspannung von Tieren verschiedener Art mit dem Landmann zu unterhalten. „Ja, lieber Herr,“ der Bauer sagte jetzt „Herr“, — denn Daniel schien ihm zu imponieren, „was soll ich machen? Ich bin ein

kleiner Bauer, der sich nicht zwei Pferde halten kann. Dazu ist meine Wirtschaft nicht groß und einträglich genug. Ein Pferd aber kann die schwere Arbeit des Pflügens nicht leisten. Eine Kuh brauche ich für die Milch, da ist es doch selbstverständlich, daß ich sie mit an den Pflug spanne. Übrigens hat uns unser Pfarrer so etwas noch nie verboten.“

Angesichts dieser Anschauungen glaubte Daniel, seine Missionstätigkeit für heute aufgeben zu müssen. Er verabschiedete sich, der Bauer drückte ihm die Hand, und nach einem kräftigen „Hott!“ und „Hüh!“ zogen Pferd und Kuh wieder wie vorher den Pflug durch den fruchtbaren Boden.

Daniel verspürte nun Neigung, heimzugehen, aber finstere Wolken zogen sich plötzlich zusammen, und ehe er sich's versah, spürte er die ersten Tropfen. Ein prasselnder Frühlings-Gewitterregen ging nieder, den die jungen Saaten wohligh empfangen. Daniel dachte unter einen Baum zu flüchten, doch boten die erst knospenden Zweige noch kein schützendes Dach. Aber nicht sehr entfernt am Wege stand ein kleines Bauernhaus. Auf dieses eilte er zu. Er stellte sich unter das hinüberhängende Strohdach. Hier hätte ihm der Regen nichts angehabt, hätte der Wind ihn nicht grade von der Seite heftig angetrieben. Schon war Daniel bis auf die Haut durchnäßt.

Das bemerkte die Insassin des Häuschens, die mitleidig und freundlich den Schutzsuchenden ein-

lud, näherzutreten. Sie war eine hübsche junge Bäuerin, die wie alle polnischen Landfrauen das kokette rote Kopftuch trug und mit der vielfach um den Hals geschlungenen Korallenkette vortheilhaft geschmückt war. Zu der schönen Anmut der Frau stand das Aussehen der kleinen Bauernstube in häßlichem Gegensatz. Die Decke und die Wände waren mit Kalkmilch getüncht, aber die ursprüngliche Weiße hatte sich mit der Zeit in ein schmutziges Grau verwandelt. Die Tische und Stühle waren aus billigem Kiefernholz gezimmert und standen wacklig auf dem unebenen, ungefügten Fußboden, der staubgefüllte Ritzen zeigte. Dem mit einer zum Schornstein führenden Abzugshaube versehenen Herde entströmte ein in die Augen beißender Torfrauch, der sich dem ganzen Wohnraum mittheilte. Kahl waren die Wände bis auf einige kümmerliche Öldruckbilder, die die Mutter Gottes und den gekreuzigten Christus darstellen sollten. Das Bild des Papstes durfte hier, wie in allen Bauernhäusern, nicht fehlen. Die auf dem Fußboden hockenden Kinder hatten zerrissene schmutzige Kleidchen an und trugen weder Schuhe noch Strümpfe. Ein Bild trostloser Armut! Aber so arm, wie es den Anschein hatte, waren diese Leute garnicht. Sie lebten nur aus Gewohnheit, aus Mangel an jedem Schönheits-sinn und Kulturbedürfnis dahin, wie sie es von ihren Eltern übernommen hatten und nicht anders kannten. Unglücklich fühlten sie sich in

diesem Zustand durchaus nicht, und neidlos gönnten sie der Gutsherrschaft jeden Luxus, der Frau Gräfin ihre eleganten Toiletten, dem Herrn Baron seinen Kutschwagen mit dem feurigen Viergespann und den silberbeschlagenen Geschirren oder den mit kostbaren Teppichen und Pelzen geschmückten Schlitten und die klingenden Schellen. Diese Herrlichkeiten bestaunten die Bauersleute wohl und eilten neugierig vor die Türen, um sie an sich vorüberziehen zu lassen, aber zu Vergleichen mit ihren Bedürfnissen gaben diese, die alltägliche Arbeit für einige Minuten unterbrechenden Augenweiden durchaus keine Veranlassung. Es war eben so, daß die Herren in stolzen Schlössern und sie, die Knechte, in den kleinen schmutzigen Katen zu wohnen hatten. Die Predigten des Probstes trugen das ihrige dazu bei, in den Dorfkindern kein Gefühl des Widerstandes oder der Unzufriedenheit mit den unwürdigen Zuständen aufkommen zu lassen. So fügten sie sich, ohne sich unglücklich zu fühlen, in ihr Schicksal und waren, wenn sie nur das Leben fristeten und darüber hinaus der Mann sich einen Wottki, die Frau ein buntes Umschlagtuch leisten konnte, zufrieden. Diesen Eindruck der Zufriedenheit gewann sofort Daniel auch hier. Was er sah und hörte, erweckte sein lebhaftes Interesse, da sich ihm, der aus seiner Schulstube fast noch nie herausgekommen war, eine ganz neue Welt erschloß. Die kleine redselige Frau, die ein gutes Deutsch sprach, erzählte

ihm ihre ganze Lebensgeschichte. Sie sei eines von elf Kindern eines Scharwerkers. Die Mutter konnte sich um jedes einzelne natürlich nur wenig kümmern. Die Besorgung der Wirtschaft, das Aufziehen der Schweine und des Federviehs nahm ihre ganze Zeit in Anspruch. Die Kleinen waren, sobald sie laufen konnten, sich völlig allein überlassen. Sie spielten mitten in der Landstraße im Schmutz, und es war eigentlich wunderbar, daß sie nie von einem Wagen überfahren oder von einem dahergaloppierenden Reiter überritten wurden. Trotz jeder mangelnden Aufsicht und Pflege hatten die Kinder runde rote Bäckchen und wuchsen, von ernstlichen Krankheiten verschont, mit ihren Rotznäschen kräftig heran. Zur Schule gingen sie alle, viel lernten sie nicht. Knaben und Mädchen hatten gleichzeitig Unterricht, aber in streng getrennten Bankreihen. Für die Bäuerin war die Gesangstunde immer die schönste gewesen. Der Lehrer spielte die Töne auf der Violine vor, und die Kinder sangen sie nach. So lernte sie viele schöne Volkslieder. Als sie siebzehn Jahre alt war, kam sie zu der Herrschaft aufs Schloß als Dienstmädchen. Später vermietete sie sich in der Stadt bei reichen Leuten. Es waren „zwar“ Juden, wie die Frau bemerkte, aber doch sehr anständige Menschen, bei denen sie es gut hatte.

Daniel fühlte seinen Beruf als Lehrer hier, wie vorher bei der Unterhaltung mit dem Bauern,

belehrend und aufklärend wirken zu müssen, aber er sagte sich: was soll ich mich auf einen Streit einlassen. Sie wird mir wahrscheinlich wie der Mann mit dem Probst kommen, und für mich ist jetzt das Wichtigste, daß meine Kleider trocken werden und ich den Regen abwarten kann. So nebenhin fragte er nur, bei welcher jüdischen Familie sie in Dienst gestanden hätte.

„Beim reichen Kaufmann Michel Samuel. O, das sind feine Juden! Seinem Jüngsten habe ich die Brust gegeben.“ Das sagte sie mit einem deutlich erkennbaren Stolz. „Der kleine hübsche Adolph hängt noch sehr an mir. Er kommt im Sommer, wenn er Pflanzen sucht, oft zu mir ins Dorf und erquickt sich, wenn ich grade die Kuhmelke, an einem Glase der noch warmen Milch. Scherzend sagte er einmal: Franka, meine liebe Amme, Du gibst mir noch heute Milch. Ein droliger Kerl! Er muß jetzt über zwölf Jahre alt sein.“

„Ich kenne ihn sehr genau, ich habe ihm Privatunterricht erteilt und ihn für das Gymnasium vorbereitet.“

Über dieser Unterhaltung war das Gewitter vorübergegangen, und Daniel trat unter Glück- und Segenswünschen für die genossene Gastfreundschaft nun endlich den Heimweg an.

Welch ein Zauber lag über der Landschaft! Berauscher, saftiger Duft entströmte den vom Pfluge frisch aufgeworfenen Ackerschollen. Über

den weiten Feldern hingen die Strahlen der Frühlingssonne, und der leuchtende Halbkreis eines prächtigen Regenbogens wurde sichtbar. Andächtig blieb Daniel stehen und betete wie vorgeschrieben: „Gelobt seist Du, unser Gott, König der Welt, der des Bundes ist eingedenk, treu in seinem Bunde bleibt und sein Wort hält.“

So hatte Daniel diesen Segensspruch noch nie verstanden wie heute. Aber auch noch nie die Bibelstelle, auf die er sich bezog: „Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und Euch, daß nicht mehr hinfort eine Sintflut komme, die alles Fleisch verderbe.“ Und Daniel betete für sich leise weiter: „Gott! König! Sollten wieder einmal finstere Wolken den Himmel meines Lebens verdüstern, ich werde nicht mehr kleinmütig verzagen, sondern mich des Regenbogens vom heutigen Tage und des heutigen Frühlingsaufenthalts in Deiner Natur erinnern. Ich will an Dich glauben und auf Dich hoffen.“

Ein Kranker war auf den Rat des klugen Arztes vor einigen Stunden hinausgezogen, ein Gesunder kehrte zurück. Sarah, wegen des langen Ausbleibens ihres Mannes schon etwas beunruhigt, stand vor der Haustür und lugte aus. Daniel, ein

Glücklicher, eilte ihr mit jugendlichen Schritten entgegen. —

Er erzählte ihr von seinen Erlebnissen und wie seine Wanderung ihn gradezu verjüngt habe. Er wollte Dr. Falks Anordnung befolgen und diese Spaziergänge von jetzt ab täglich wiederholen. Beglückt schaute er zu Sarah hinüber, auch auf ihrem Gesicht lag ein strahlendes Lächeln: Gott hat sich wieder einmal unserer erbarmt, Daniel. Während Deiner Abwesenheit war Herr Michel Samuel hier, er wollte mit Dir wegen der Vorbereitung seines Adolphchen zur Barmizwah¹⁾ sprechen; da haben wir wieder auf Monate hinaus eine schöne Nebeneinnahme. Geh nur gleich zu ihm und mach alles ab.“

„Merkwürdig! vor einer Stunde lernte ich die Amme von Adolph Samuel kennen.“

Daniel machte sich sofort auf den Weg, und voller Erwartung betrat er das Haus des reichen Mannes. In seinem Arbeitszimmer sah es nicht wie bei einem Kaufmann aus, sondern wie bei einem Gelehrten. Rings an den Wänden standen hohe, bis zur Decke reichende Regale, die mit Büchern der verschiedensten Wissenszweige gefüllt waren, naturwissenschaftliche Werke herrschten vor. Er war ein eifriger Sammler von Briefmarken und polnischen Münzen. Auf seinen Fahrten ins Land auf einem riesigen Planwagen, in dem er immer eifrig in mitgenommenen Bü-

¹⁾ Einsegnung.

chern studierte, stöberte er sie überall auf. Aber er war auch ein wohltätiger, die Interessen seiner Gemeinde fördernder Bürger. Dem Unterstützungsgesuch von Daniel hatte er widersprochen, weil er die Belastung des kleinen Gemeindeetats nicht verantworten zu können glaubte. Aber schon rührte sich in ihm das gute Herz, Daniel auf eine andere Weise zu helfen.

Die Zeit war herangekommen, da sein Adolph eingeseget werden sollte. Den „Maftir“¹⁾ zu sagen, war selbstverständlich, aber er sollte auch den ganzen Wochenabschnitt „leienen“²⁾. —

Dies alles hätte der Sohn auch bei seinem Vater lernen können, doch Samuel war durch sein großes kaufmännisches Geschäft nicht Herr seiner Zeit. Eine Lehrstunde aber etwa einmal ausfallen zu lassen, war für ihn ein undiskutierbarer Gedanke, dazu war der Alte zu pedantisch. Es lag nahe, den Unterricht vom Gemeinderabbiner erteilen zu lassen. Mit Rücksicht auf das gestern abgelehnte Unterstützungsgesuch wollte Michel Samuel aber eine „Mizwe“³⁾ tun, und so fiel seine Wahl auf Lehrer Daniel, der sich bei solchem Unterricht ja immer bewährt hatte.

Samuel besprach alles Notwendige mit Daniel. An Hand eines „Luach“⁴⁾ wurde ermittelt, daß Adolph die „Sedre Emaur“⁵⁾ zu leienen und die zugehörige Haftarah: W'Hakauhanim, Halwiim

1) Prophetenabschnitt. 2) Aus der Thora vorlesen.

3) Wohltat. 4) Kalender. 5) Thoraabschnitt „Emaur“.

Bnei Zodaük“¹⁾ vorzutragen hatte. Nachdem alles besprochen war, auch das Honorar, dessen Höhe weit größer war als die von Daniel vom Gemeindevorstand erhoffte Unterstützungssumme, verließ der glückstrahlende Lehrer das vornehme Patrizierhaus, um zu seiner Sarah zu eilen. Wenn er nur von niemandem auf der Straße aufgehalten werden würde! Keine Minute mochte er versäumen, um seinem Weibe die gute Botschaft zu überbringen, die jetzt alle wirtschaftlichen Sorgen aus dem Hause bannen konnte. Aber Dr. Falk, der grade seinen Weg kreuzte, der war natürlich ausgenommen. Daniel stürzte auf ihn zu: „Herr Doktor, lieber Herr Doktor, Sie haben mir geholfen — ich bin gesund, ich bin ein glücklicher Mensch geworden.“

¹⁾ Die Priester und Leviten, die Söhne Zodaüks (Anfang des betreffenden Thoraabschnitts).

III.

Adolph Samuel war ein außergewöhnlich begabter Junge, erfüllt von verschiedenartigen Neigungen zur Wissenschaft und Kunst. Er war stolz auf die Tradition seiner Familie, die ihren Stammbaum über Salomon Luria bis auf Raschi zurückführen konnte. Dazu kam, daß seine schöne geistvolle Tante Ernestine durch ihre Verheiratung mit einer jüdischen Aristokratenfamilie verbunden war, deren Ahne ein berühmter Oberrabbiner in Kopenhagen war. Adolph Samuels Vater überragte durch Reichtum, Wissen und ererbte Kultur alle andern Gemeindemitglieder. So ordentlich und strebsam diese auch sein mochten, der Gesichtskreis der meisten von ihnen war eng, ihre Bildung nicht tief, ihre Lebensführung bescheiden. Sie waren hauptsächlich kleine Händler, die mit ihrem Packen in die Dörfer gingen, oder sie standen mit ihren Waren in Verkaufsbuden auf den Märkten: Kurz- und Eisenwaren, Fischen, Fleisch und sonstigen Lebensmitteln. Manche, wohl-

habendere, hatten in den Straßen, Gassen und Gäßchen ihre Läden. Im Winter waren diese ungeheizt, und so konnte man die Inhaber in der kalten Jahreszeit immer in einer pelzgefütterten Jacke, eine Mütze auf dem Kopf und mit rot-blauen, vom Frost aufgesprungenen Händen sehen. Sie waren stets in Bewegung, um sich etwas zu erwärmen, schlugen die Beine gegeneinander oder hoben und senkten bald den rechten, bald den linken Fuß. Den Frauen in ihren Wolljacken und bis über die Nase in Tücher eingemummt, ging es nicht besser. Mehrere der Kaufleute hatten es zu Engroshändlern von Getreide, Wolle oder Vieh gebracht, und sie waren dadurch auch in eine gehobenere Stellung in der Gemeinde hinaufgerückt. Diese brauchten im Winter nicht zu frieren. Sie hatten bei dem Speicher oder Stall ein kleines gemütliches Kontor. Aber bei Hitze und Kälte, bei Wind und Wetter mußten sie doch die ganze Woche hindurch zu den Bauern, zu den Gutsbesitzern auf die Dörfer hinausfahren.

So spielte sich dieses Leben im allgemeinen in keinen Höhen ab. Es gab in den kleinen Städtchen des Ostens damals immer nur einige wenige jüdische Familien, die in Bildung und Lebensführung hervortraten. Hier waren es besonders die Familien von Michel Samuel und Dr. Falk.

Adolph Samuel konnte bei seiner Einstellung aus dem Kreise der jüdischen Jungen einen gleichgesinnten, zu ihm passenden Freund nicht leicht

gewinnen. Er suchte und fand bei den christlichen Mitschülern seine Beziehungen. Das änderte sich aber durch den Eintritt eines plötzlichen Ereignisses. Im Städtchen erschien eines Tages ein kleiner jüdischer Junge von jenseits der polnischen Grenze. Das wäre an sich nichts Auffallendes gewesen; denn durch die deutschen Grenzstädte des Ostens zogen polnische Juden oft in Scharen, um sich mit der von den Verwandten aus Amerika oder Australien gespendeten Schiffskarte bis zum Dampfer durchzubetteln und dann jenseits des Ozeans eine neue Heimat zu suchen. Dieses Bettelwesen war organisiert. In den Städten hatten sich jüdische Armenvereine oder Vereine gegen Bettelei gebildet, um zu verhüten, daß die Schnorrer, wie bisher, belästigend in die Häuser eindrangen. Die Mitglieder dieser Vereine, die festgesetzte Jahresbeiträge zu leisten hatten, erhielten ein kleines Schild, etwa mit der Aufschrift „Mitglied des Vereins gegen Verarmung und Bettelei!“. Dieses wurde am Hauseingang angebracht und belehrte den Bettler, weiterzugehen, da er hier nichts zu erwarten habe. Der wandernde Schnorrer erhielt, falls seine Papiere in Ordnung waren, er einen gültigen Reisepaß besaß, aus der Vereinskasse einen Betrag zur Weiterreise und etwas Zehrgeld. Kam er von der Grenzstation Alexandrowo, so war Thorn die erste Etappe, dann kam Gniewkowo, Inowrazlaw, Mogilno, Trzemeszno, Gnesen, Posen an die Reihe, bis der Schnorrer

über Lissa, Rawitsch schließlich nach Bremen oder Hamburg gelangte. —

Daß in dem Städtchen ein polnischer Bocher¹⁾ erschien, wäre also an sich nichts Überraschendes gewesen, aber eigentümlich war: er war noch sehr jung und kam ohne jede Begleitung. Er schlich sich in das Haus des Rabbiners. Der Würdige mit dem langen wallenden grauen Bart, eine Pelzmütze auf dem mächtigen Kopf, saß über einen Folianten gebeugt und lernte. Die Störung durch den Eintretenden schien ihm nicht angenehm zu sein. „Was wollt Ihr?“ fuhr er ihn an.

„Ich komme aus Polen, aus Czarnow, wo ich Talmud gelernt habe. Aber es drängt mich, die moderne Wissenschaft kennen zu lernen. Rabbi, helft mir dazu!“

Der Raw²⁾ schüttelte den Kopf: „Ihr seid zu jung dazu. Ich kann für Euch nichts tun, fahrt wieder nach Czarnow zurück.“

Der Bocher machte ein enttäushtes, betrübtes Gesicht. Der Rabbi zog seine Börse und reichte dem Jungen ein Geldstück. Weinend zog dieser die Hand zurück: „Ich bin nicht gekommen, um zu betteln, sondern um etwas zu lernen.“ — Das machte Eindruck.

„Wie heißt Du, und wie alt bist Du?“

„Ich heiße Löb Rublowicz, bin vierzehn Jahre alt.“

„Kannst Du Deutsch schreiben?“

1) Jüngling. 2) Rabbiner.

„Ja, Rebbe.“¹⁾

„Und wovon willst Du hier leben?“

„Ich habe einige Rubel mitgebracht, die werden wohl für die erste Zeit reichen, und dann hoffe ich, daß meine Eltern mir Geld schicken werden. Ich bin nicht armer Leute Kind.“

„Löb, ich verstehe nicht, daß Deine Eltern Dich haben allein ins Ausland reisen lassen.“

„Sie wissen nichts von meiner Reise, ich bin heimlich weggegangen.“

„Gott der Gerechte, was hast Du verbrochen?“

„Ich habe nichts verbrochen, Rebbe. Es drängt mich, deutsche Wissenschaften zu studieren; dazu komme ich in Czarnow nicht. Meine Eltern wollen, daß ich nur Talmud lernen soll. Ich soll ein Bocher werden, heiraten und bis an mein Lebensende Talmud lernen. Ich soll in der Vergangenheit leben, ich aber will die Gegenwart kennen lernen und für die Zukunft leben.“

„Löb, bist Du nicht älter, als Du mir angegeben hast? So spricht kein Vierzehnjähriger.“

„Rebbe, ich habe mit vier Jahren angefangen, den Pentateuch zu übersetzen. Mit sechs Jahren kannte ich den Raschi-Kommentar, und dann kam ich zu Lehrer Gabriel, um Talmud zu studieren. Ich lerne seit zehn Jahren.“

„Erzähle weiter!“

„Meine Mutter will einen Heiligen aus mir machen; ich darf nur die heiligen hebräischen

¹⁾ Lehrer, Rabbiner.

Bücher lesen. Solche Ansichten leuchten mir nicht ein, Rabbi. Ich will mir ein anderes Wissen erwerben.“

„Was weißt Du von einem anderen Wissen, Löb?“

„Ich erfuhr aus den Bildern auf Zigarren- und Zigarettenschachteln und auf Briefmarken, daß es andere Städte und Menschen gibt, ich vernahm heimlich von fremden Dichtern und Künstlern. Ich verschlang alles mit Heißhunger, doch wurde mein Hunger dadurch nur verstärkt. Ich nahm heimlich bei einem Gymnasiasten Unterricht. Bei ihm lernte ich etwas Russisch, Latein, Deutsch, Geographie und Rechnen. Aber meine Eltern wollten durchaus, daß ich beim Talmud bleiben soll. Da ich sie davon nicht abbringen konnte, bin ich heimlich geflohen. Rebbe, helft mir!“

Das Herz des Rabbiners neigte sich dem Jungen zu. Von diesem Wissensdrange überwältigt, machte er ihm Hoffnungen. „Ich werde Dir zwei Empfehlungen geben, mein Sohn, eine an Lehrer Daniel, der Dich vielleicht in seinem Hause aufnehmen wird. Wo neun satt werden, wird auch ein Zehnter nicht zu hungern brauchen. Und dann werde ich Dir eine Rekommandation an Reb Michel Samuel geben. Das ist ein weiser und moderner Mann, der Dir viel nützen kann. Ich selbst, Löb, bin ein alter Rabbiner und ähnlich wie deine Eltern in den alten Anschauungen befangen, auch ich bin weltfremd.“ —

Mit den für ihn so bedeutungsvollen Schriftstücken ging Löb zuerst zum Lehrer Daniel. In Gedanken versunken, öffnete er die Tür. Er schrak auf wie aus einem Traum. War er in Czarnow? In dem Schulzimmer von Lehrer Gabriel? War er nicht über die Grenze gekommen? War er nicht in Deutschland? Hatte er die Unterredung mit dem Rabbi nur geträumt? Doch nein, er hatte ja die beiden Empfehlungsschreiben in der Hand. Vor ihm saß nicht Lehrer Gabriel, sondern Lehrer Daniel, aber es wehte hier Czarnower Luft. Er fühlte, daß er von seiner Heimat noch nicht weit entfernt war. Bedrückt und enttäuscht reichte er Daniel den für ihn bestimmten Brief. Dieser las ihn bedächtig, indem er die Brille mit den großen runden Gläsern bis an die Nasenspitze schob. Die Kinder freuten sich über die unerwartete Unterbrechung des Unterrichts, kicherten, stießen sich an, drehten kleine Papierkügelchen und warfen sie sich gegenseitig zu. Daniel sah dem Bocher freundlich ins Gesicht.

„Ich werde mit meiner Frau sprechen; wenn sie es übernehmen will, sollst Du mir willkommen sein.“

Sarah war einverstanden, rechnete sie sich doch durch das ihr bewilligte Pensionsgeld einen kleinen Vorteil aus. Man würde noch etwas mehr zusammenrücken, es würde schon gehn.

Löb Rublowicz war von dieser Umgebung zwar

nicht sehr entzückt, doch er hatte immerhin wenigstens eine Unterkunft in Deutschland.

Nun ging er mit dem zweiten für ihn so wichtigen Schreiben zu Herrn Michel Samuel. Der saß wieder in seiner mit Büchern vollgepfropften Stube und blickte nicht auf, als Löb eintrat. Der Bocher fühlte, daß er hier vor einem Gewaltigen stehe, ihn erfüllte ein heiliger Schauer. Schüchtern stammelte er ein „Scholem aleichem“¹⁾, doch es wurde nicht erwidert. Löb trat näher, Samuel rührte sich nicht. Er war in sein Studium so vertieft, daß er gegen äußere Eindrücke unempfindlich war. Der Bocher wollte nicht stören und war im Begriff, sich zu entfernen, als sich Michel Samuel plötzlich erhob, um aus einem Regal einen großen Folianten zu ergreifen. Da bemerkte er den Fremden und fragte ihn nach seinem Begeh.

Löb überreichte das Schreiben des Rabbi. Seine Ausführungen interessierten Samuel außerordentlich.

„Setz' dich zu mir, Löb Rublowicz, und sage mir, was Du werden willst,“ lud Michel Samuel den Jungen freundlich ein.

„Ich will Astronom werden.“

Samuel mußte lächeln.

„Wie kommst Du darauf, Astronom zu werden? Was weißt du von der Astronomie?“

„Ich habe gehört, daß man mit einem Fern-

¹⁾ Gruß: Friede sei mit Euch!

rohr die Sterne und den Mond beobachten kann und dann sieht, was oben vorgeht.“

Michel Samuel, der sich selbst eifrig mit den Naturwissenschaften beschäftigte, wurde teilnahmsvoll.

„Hast Du hier schon ein Unterkommen?“

„Ja, bei Lehrer Daniel.“

„Da bist Du gut aufgehoben. Höre, Bocher, heute ist Freitag, Du kannst den Sabbathabend in meiner Familie verbringen. Vorher wollen wir zusammen in den Tempel gehen; hole mich rechtzeitig ab.“

Der Bocher sagte, von Michel Samuels Wesen entzückt, freudig zu.

Der Tempel war ein kleines schmuckloses Gebäude. Von außen konnte man ihm seine heilige Bestimmung kaum ansehen; man hätte ihn eher für eine Art Scheune halten können, wenn nicht die Fenster auf den beiden Längsseiten auf einen andern Zweck des Innern als auf die Einlagerung von Getreidehalmen oder Heubündeln hingewiesen hätten. Außerdem fehlte für die Einfahrt der hochbeladenen Erntewagen das gewaltige, zwei-flügelige Scheunentor. An seiner Stelle befanden sich an der vorderen Giebelseite drei Türen. Eine mittlere, die zu der im Erdgeschoß befindlichen Männerabteilung führte, und zwei seitliche zu den für die Frauen bestimmten Galerien. Auch die rückwärtige Giebelseite deutete auf einen besondern Zweck des Gebäudes hin. Sie hatte zu

ebener Erde einen niedrigen, erkerartigen Ausbau, den Uneingeweihte für eine Sakristei halten konnten. Ein irgendwie beachtenswertes Werk der Baukunst war diese Synagoge nicht. Betracht man aber ihr Inneres, so wurde das Auge überrascht und geblendet, besonders bei den Abendandachten an den Sabbath- und Feiertagen. Da erstrahlte das Gotteshaus in Schönheit im Glanze von hunderten von Kerzen, die aus den von der Decke herabhängenden blitzenden messingenen Kronleuchtern herauswuchsen. Man erblickte den prächtigen Almemor¹⁾, zu dem teppichgeschmückte Stufen hinaufführten. Mächtige Säulen mit kunstvollen Kapitälern strebten in die Höhe und bildeten mit dem goldverzierten schweren Sims, an dem die „ewige Lampe“ angebracht war, ein Tor zu dem Allerheiligsten, in dem die mit silbernen Behängen und klingenden Kronen gezierten Torrollen, gehüllt in verschiedenfarbige Mäntelchen, aufbewahrt wurden. Mit einem kunstvoll gestickten, seitlich verschiebbaren Vorhang, „Prauches“ genannt, meist eine Spende frommer Frauen, waren die Türen zum Allerheiligsten, das nur bei feierlichen Anlässen geöffnet wurde, verhängt. Silberne Kandelaber und Leuchter standen auf den Pulten des Vorbeters und der „Bima“²⁾, die inmitten des Tempels die einfachen hölzernen Bankreihen unterbrach. An der Giebelwand, zu beiden Seiten des Alemors, hingen in schweren gol-

1) Altar. 2) Erhöhung für die Thoravorlesung.

denen Rahmen zwei mächtige Tafeln mit dem Gebet für den König in hebräischer und deutscher Sprache. Das rings um die Galerie laufende engmaschige Gitter, das die Frauen den Blicken der Männer entziehen sollte, um sie nicht durch unheilige Gedanken von der Andacht abzulenken, behob die Eintönigkeit des oberen Raums. Konnte eine solche kleine Synagoge mit den Meisterwerken kirchlicher Baukunst auch nicht im entferntesten wetteifern, eine tiefere Andacht und weihevollere Stimmung, wie in ihr, vermochte auch in den prunkvollsten Kirchen und Domen nicht erzeugt zu werden.

Die Sonne war untergegangen. Es wurde dunkel. Der Abendstern leuchtete auf. Die Synagoge erhellte sich. Baruch, der Schammes, ging mit der mit einer brennenden Kerze an der Spitze versehenen, ellenlangen Stange von Kronleuchter zu Kronleuchter. Balancierend suchte er den Faden des Lichtes zu erreichen. Nicht jedes fing gleich Feuer. Oft glimmte nur ein kümmerliches Flämmchen auf, das manchmal wieder verlöschte. Baruch mußte dann mit seiner Stange wieder balancieren. Er war glücklich, wenn endlich die Lichter einer ganzen Krone brannten. Und wenn nach der mühevollen Arbeit die letzte Krone angezündet war, wischte er sich den Schweiß von der Stirn, und seiner Brust entrang sich unter Stöhnen ein „Gott sei gelobt“.

Geschäftig eilte er nun hin und her, auf dem

Altar noch die Decke abstaubend, die Betpulte des Rabbiners und des Vorstehers grade richtend, von den Kerzen herunter getropfte Stearinflecke wegwischend, den Talles für den Vorbeter zurechtlegend, auf der schwarzen Tabulatur mit den herausziehbaren Täfelchen, die die „Aliaus“¹⁾ verzeichneten, das „Schlisch“²⁾, das ein Gemeindeglied sich für morgen reserviert hatte, umzudrehen. Ja! Baruchchen wußte nicht, wie er das alles schaffen sollte, und schon kamen die ersten Beter, Inhaber der letzten Bankreihen. Minche³⁾ hatten sie schon zu Hause gebetet, nun konnte man zwischen Minche und Maariw⁴⁾ noch ein bißchen schmusen. Doch der Tempel füllte sich schnell. Sie kamen alle, meist in feiertäglicher Kleidung, den Zylinderhut, oft allerdings unmodernster Form, auf dem Kopfe. Indem sie ihren Plätzen zuschritten, nickten sie diesem und jenem Bekannten zu oder drückten ihm im Vorübergehen die Hand. Feierlichen Schrittes strebte jetzt der würdige Rabbiner seinem an der Misrachseite⁵⁾ befindlichen Platz zu. Als er sich dem Almemor näherte, hemmte er seinen Schritt und machte betend eine tiefe Verbeugung. Als einer der Letzten, aber noch rechtzeitig vor „Aschreijauschwei beisechu“⁶⁾ erschien Michel Samuel in Begleitung seines Sohnes Adolph und Löb Rublowicz's.

1) Ehrenerweisung durch Aufrufung zur Thora. 2) Der Dritte. 3) Nachmittagsgebet. 4) Abendgebet. 5) Ostseite. 6) Eingangsgebet: Heil denen, die in Deinem Hause weilen.

„Wer ist das Jüngelchen?“ steckten die Balbattim¹⁾ die Köpfe zusammen, überrascht von dieser auffallenden Erscheinung, die neben Reb Samuel in der Ehrenreihe Platz nehmen durfte. Löb war geblendet. Noch nie hatte er ein so wundervolles Gotteshaus gesehen. Er verglich diesen kostbaren Tempel, dessen Decke ihm in Himmelshöhen zu schweben schien, mit seinem winzigen niedrigen „Schulchen“²⁾ in Czarnow. Ja, er war jetzt in Deutschland, in Deutschland, dem von ihm ersehnten Lande der Kultur!

Der Gottesdienst begann. Wie üblich, hatte ein Gemeindemitglied den Vorzug, das Minchah-Gebet vorzubeten. Heute war es Lehrer Daniel, dem die Ehre zuteil wurde. Er hüllte sich bis über den Kopf in seinen altersgrauen Tallis, bestieg mit würdevollem Stolze den Almemor und trat — noch im Gehen die Worte Aschrei jauschwei beisechu — mehr sprechend als singend —, an das Vorbeterpult. In allzu schnellem Tempo beeilte er sich, zum Ende zu kommen, um für das Hauptgebet dem weit und breit berühmten Chasen³⁾ Platz zu machen. Mit schmetternder Stimme ließ dieser gleich das „Lchu neraneno“⁴⁾ in den Raum erschallen, und die ganze Gemeinde horchte auf, in Erwartung des Kommenden.

„Auf sein heutiges Lechnaudi⁵⁾ bin ich ge-

1) Hausherren. 2) Tempelchen. 3) Vorbeter. 4) Komm, laß uns preisen (Eingangsgebet für Freitag abend). 5) Sabbatlied „Komm, mein Geliebter“.

spannt,“ stieß Meyer Nachmann seinen Nachbar an. Auch aus andern Bänken machte sich Murmeln und Geflüster bemerkbar, so daß der um Ruhe und Ordnung sehr beflissene Schammes Baruch mit der flachen Hand dreimal auf sein Pult schlug und „Scha“¹⁾ rief, wodurch er einen noch viel größeren Lärm verursachte. Schließlich aber, als der Vorbeter mit kunstvollem Vortrag die schönen Strophen des Lechodaudiliedes im Wechselgesang mit der Gemeinde erklingen ließ, erfüllte heilige Weihe den Tempel, bis leider bei der letzten Strophe, wo sich alle Beter zur Tür wandten, um symbolisch die eintretende Sabbathbraut zu begrüßen, durch das Umdrehen der zahlreichen Menschen und durch das Umklappen von Banksitzen und Lesepulten eine überaus störende Unruhe entstand, der auch der Schammes nicht zu wehren vermochte. Feierliche Ruhe legte sich erst wieder auf die Schar der Andächtigen, als der Vorbeter das eigentliche Abendgebet, das „Marew“ mit „Preiset den Ewigen, den Hochgepriesenen“ einleitete. Nach uralter Tradition wird das erste Wort „Borechu“²⁾ unter einer tiefen, demütigen Verneigung vor der unsichtbaren, aber als gegenwärtig empfundenen Gottheit in einer seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht vererbten figurenreichen Melodie ganz langsam vorgetragen. Es folgten, unter gemeinsamem lautem Beten, mit wenigen Unterbre-

1) Ruhe! 2) Preiset.

chungen durch den Vorbeter, mehrere Abschnitte, bis das Gemurmel allmählich abebbte und eine völlige Ruhe eintrat. Spannung und Erwartung bannte die Gemeinde. Alles Interesse wendete sich dem Rabbi zu. Er betete stumm für sich, für sich allein, das Gesicht nach Osten gewendet. Immer noch zieht durch den Raum eine feierliche atemlose Stille. Plötzlich fängt der greise Rabbi leise zu singen an. Er ganz allein. Er beschließt in heiliger Andacht das „Schmahgebet“¹⁾, als ob die Gottheit hier selbst spräche: „Damit Ihr Euch erinnert all meiner Gebote und sie tuet, und Ihr heilig seid meinem Gotte. Ich bin der Ewige, Euer Gott, der ich Euch herausgeführt habe aus dem Lande Mizrajim, Euch ein Gott zu sein. Ich, der Ewige, Euer Gott.“

„Adonaj elauheichem emes — der Ewige, Euer Gott in Wahrheit,“ ertönte die laute Stimme des Vorbeters, und der Chor der Gemeinde fiel in den Ausruf begeistert ein.

Löb Rublowicz stellte wieder Vergleiche an. „Fast wie in Czarnow“, dachte er, nur daß dort die Chassidim²⁾ in ihrer Betschule nicht auf einer Stelle stehen bleiben, sondern hin und herlaufen, manchmal in rasendem Tempo, um angeblich dadurch eine größere Konzentration zu erwirken“. Die geordneten Formen hier sagten Löb mehr zu, aber sein frühreifer, kritischer Geist hatte an

1) Höre Israel-Gebet. 2) Eine fromme religiöse Sekte in östlichen Ländern.

ihnen doch auch noch manches auszusetzen, was ihm verbesserungsfähig schien. Zwischen tiefen Andachtsgefühlen und aufrührerischen Reformgedanken schwankte er hin und her bei den nun folgenden Gebeten und kantoralen Vorträgen bis zum Schluß, der feierlich ausklang in dem herrlichen „Kiddusch“¹⁾). Der Vorbeter, den silbernen weingefüllten Pokal in der erhobenen Rechten, legte in ihn die ganze Kraft und Fülle seiner Empfindungen. Das griff an das Gemüt. Konnte es noch eine Steigerung geben? Sie war unmittelbar vor Beendigung der Andacht eigentlich wohl kaum noch zu erwarten. Aber sie trat doch ein — durch eine kleine rührende Szene: Aus den verschiedenen Bänken traten kleine Knaben im Alter von etwa 3—5 Jahren, die ihre Väter in das Gotteshaus mitgebracht hatten, schlichen sich, teils schüchtern, teils dreister nach vorn zu den Stufen des Almemors, wo ihnen der Schammes aus dem prunkvollen Pokal, den er aus der Hand des Vorbeters soeben empfangen hatte, einen Schluck des köstlichen Weins darbot. Man muß solche strahlenden Kinderaugen einmal gesehen haben, um ein jugendliches Glück voll zu erkennen. Aber auch die Gesichter der Väter leuchteten beglückt, denn angesichts der Jugend stieg allen die Ahnung und Hoffnung auf, daß die heilige Religion, für die die Ahnen seit Jahrtausenden gekämpft

¹⁾ Gebet zur Begrüßung des Sabbaths und der Feiertage.

und gelitten hatten, von dem heranwachsenden Geschlecht weiter gehütet und gepflegt werden würde, daß das Judentum nicht untergehen werde.

Die Andacht war beendet. Die schwere Last des Alltags war abgefallen. Friede war in die Gemüter eingezogen. „Gut Schabbes“ rief einer dem andern zu, im Gefühl eines köstlichen Besitztums. An den Rabbiner drängten sich die Vorsteher, Repräsentanten und die vornehmen Gemeindemitglieder heran, um ihm unter Händeschütteln einen guten Sabbath zu wünschen, dem Chasen aber klang von allen Seiten für seine prächtige Leistung ein aufrichtiges „Jascherkoach“¹⁾ entgegen.

Langsam, in regen Gesprächen, strebte man dem Ausgange zu. An der Türe hatten sich einige durchreisende arme Glaubensbrüder postiert. Sie durften heute nicht einsam bleiben. Die Hausväter wetteiferten, sie zum feierlichen Abendessen einzuladen. Herr Michel Samuel hatte schon seinen Gast. Er beeilte sich, mit Löb und seinem Sohne möglichst bald nach Hause zu kommen, um die Gattin nicht allzu lange warten zu lassen. Aber der Heimweg war gar nicht so schnell zu überwinden. Es war draußen stockdunkel geworden. Die Straßenbeleuchtung im Städtchen war eine kärgliche. In ziemlich weiten Abständen blinkte trübselig das Licht einer Petroleumlaterne, die hoch oben zwischen den Giebeln zweier Häu-

1) Danksagung.

ser, an einer langen eisernen Kette befestigt, vom Winde hin und herbewegt, schwebte. Der schlecht gepflasterte Bürgersteig neigte sich abschüssig zum Fahrdamm und wurde vielfach von den zu den Haustüren emporführenden steinernen Treppenaufgängen in seiner schon an sich nicht erheblichen Breite noch mehr verengt.

Michael Samuel mußte wegen seiner schwachen Augen und seines schlechten Gehörs sehr vorsichtig vorwärts schreiten, besonders bei Straßenübergängen. Auch Löb Rublowicz tappte sich langsam weiter, da er überaus kurzsichtig war. Er erzählte, daß er sich dieses Leiden zugezogen hatte, weil der Raum, den sein Talmudlehrer zur Verfügung hatte, so dunkel war, daß man den kleinen Druck der dem Texte beigefügten Kommentare nur mit großer Anstrengung lesen konnte. Samuel hörte von dieser Erzählung wenig, aber der Sohn war voller Interesse, und er schilderte seinem neben ihm trippelnden Begleiter, wie hell die Schulzimmer im Gymnasium seien, bei Sonnenschein sogar so lichtüberflutet, daß man sie durch Vorhänge verdunkeln müßte.

„Die großen Schulzimmer in Czarnow,“ meinte Löb, „sind vielleicht auch hell, aber ich habe sie nie zu Gesicht bekommen. Ach, wenn ich es doch einmal erreichen könnte, ein Gymnasium zu besuchen.“

Unter derartigen Erzählungen und Gesprächen war man schließlich glücklich ohne Unfall bei Michel Samuels Behausung angelangt. Es war

ein unscheinbares, schmuckloses Häuschen, das von der einen Familie allein bewohnt wurde. Im Erdgeschoß befanden sich das Arbeitszimmer Michel Samuels, das Löb schon kannte, und die Kontorräume seiner Firma, im ersten Stockwerk die Wohnzimmer. Sie waren nicht gerade luxuriös, aber doch mit einer sehr behaglichen Eleganz ausgestattet, mit zahlreichen wertvollen Gemälden an den Wänden, die von dem Geschmack und Kunstverständnis Samuels zeugten. Eine Vitrine, gefüllt mit vielen handgemalten Porzellantassen in den verschiedensten Formen, mit einer Anzahl silberner Psumimbüchsen¹⁾, Toraschilder und Esrogbehälter²⁾, Erzeugnisse westdeutschen Kunstgewerbes, ließen den eifrigen Sammler erkennen. Die Wohnräume von Löbs Eltern waren nicht etwa ärmlich eingerichtet, aber solche kunstvolle Schönheit wiesen sie nicht entfernt auf. Der Bocher war von dem strahlenden Glanze ganz geblendet. Und zu der schönen Hausfrau in ihrem weiten, dichtgefälteten Moireekleid sah er wie zu einer erhabenen Königin auf. Sie hatte den Freitagabendtisch in gewohnter Weise mit liebevoller Sorgfalt und Feierlichkeit vorbereitet. Ihr kostbarstes Tafelservice war den Schränken entnommen, und die blitzenden silbernen Löffel und Bestecke, in die ihre Initialen E. S. eingraviert waren, hatte der mächtige Silberkasten hergegeben, den sie als Hochzeitsgeschenk von ihren

¹⁾ Gewürzdosen. ²⁾ Esrog = Paradiesapfel.

Schwiegereltern erhalten hatte. In schweren Leuchtern und Kandelabern brannten die Sabbathkerzen, die die Hausfrau mit frommem Segensspruche selbst entzündet hatte. Unter einem weißen Deckchen ruhten die Barches, die Sabbathbrote, beim Bäcker gebacken, aber hergestellt aus dem Teig, den Frau Esther aus schneeweißem Mehl und einer Fülle von Eiern selbst geknetet, geformt, mit kunstvoll geflochtenen Strängen gekrönt und mit Mohn bestreut hatte. Für jeden Tischgenossen spendete sie immer noch besonders ein kleines Striezelchen.

Man setzte sich zu Tisch: der Hausherr, die Hausfrau, Adolph und seine um einige Jahre ältere Schwester Mirjam. Am unteren Ende der Tafel hatte Löb Rublowicz seinen Platz. Bei aller Schüchternheit konnte er es sich nicht versagen, von Zeit zu Zeit flüchtig zu dem jungen Mädchen hinüber zu schießen, von deren anmutiger Lieblichkeit er vom ersten Augenblick angezogen worden war.

Michel Samuel erhob den silbernen Becher mit Wein, sprach den Segen darüber und machte Kiddusch. Und als er geschlossen: „Gelobt seist Du, Ewiger, der heiligt den Sabbath“, erklang von den Lippen aller Tischgenossen ein tiefempfundenes „Umein“¹⁾ Jeder erhielt, nachdem Samuel den Striezel mit einem Segensspruch angeschnitten hatte, eine Scheibe zum Mauziemachen²⁾ hin-

1) Amen. 2) Segensspruch.

übergereicht, und jeder einzelne betete, bevor er sie aß, für sich: „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der hervorbringt Brot aus der Erde“. So wurde das Zimmer zum Gotteshaus, die Mahlzeit zu heiliger Andacht. Der Engel des Friedens schwebte durch den Raum, fast konnte man den bevorstehenden leiblichen Genuß vergessen. Aber dieser blieb nicht aus. Es gab ein reichliches Abendbrot: gefüllte Fische mit einer köstlichen Soße, Brühe mit Nudeln und andere Herrlichkeiten. Die Erinnerung an solche wohlschmeckenden jüdischen Spezialgerichte veranlaßte einmal einen dem Judentum abtrünnig Gewordenen zu dem Ausruf: „Unglaublich, von einer solchen Religion habe ich mich getrennt!“ Diesen Scherz gab Michel Samuel schmunzelnd zum besten, was natürlich allgemeine Heiterkeit auslöste. Überhaupt wurde die Unterhaltung mit der Zeit ungezwungener. Adolph erzählte Geschichten aus dem Gymnasium, Mirjam Erlebnisse aus der Tanzstunde, Frau Esther komische Episoden von ihrem neuen Dienstmädchen. Michel Samuel, dem beim Essen, wenn er gleichzeitig sprach, sehr leicht eine Fischgräte im Halse stecken blieb und ihm zu einem aufregenden Husten, bei dem er ganz blau im Gesicht wurde, Veranlassung gab, blieb in der Folge lieber still. Wollte er dennoch mal ein Wort sagen, so scholl ihm von den Kindern sofort der vorsorgliche Zuruf zu: „Bei Fischen spricht man nicht,“ was sie

für sich selbst allerdings in jugendlicher Sorglosigkeit nicht beachtet. Löb Rublowicz blieb stumm. Ihn fesselten die schmackhaften Gerichte und die engelhaften Augen der blonden Mirjam, auf die er immer wieder einen verstohlenen Blick warf. Sie aber schien den Bocher nicht zu beachten.

Das Dienstmädchen hatte den Tisch abgeräumt. Man bereitete sich zum allgemeinen Tischgebet vor. Michel Samuel leitete es ein, indem er nach einer Familientradition „Schir hamalaus b'schuw adonaj“¹⁾ mit seiner klangvollen Baßstimme in einer alten von seinem Vater überkommenen Melodie vortrug. Wäre Adolph schon eingeseget gewesen, also als Erwachsener mitzählend, dann hätte der Hausherr mit der Aufforderung begonnen: „Rabausaj, wir wollen bentschen“²⁾. So aber sprach jeder für sich: „Gepriesen seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der ernähret die ganze Welt in seiner Güte“. Andächtig beteten der Mann, die Frau und die Kinder weiter. Bei dem Satze: „Er, der Barmherzige, sende reichen Segen in dieses Haus und auf diesen Tisch, an dem wir gegessen“, trat Löb Rublowicz's Stimme hörbar hervor, als wollte er schon jetzt seinen Gastgebern die Gefühle inniger Dankbarkeit zum Ausdruck bringen. Mit dem Worte „Frieden“ schloß das

¹⁾ Psalm: „Als der Ewige zurückführte die Vertriebenen Zions“.

²⁾ Meine Herren, wir wollen das Tischgebet verrichten.

Gebet, und der Geist des Friedens zog in Wahrheit durch den Raum und wehte über der glücklichen Familie und seinem Gaste. „Gesegnete Mahlzeit!“ rief man sich, von der Tafel aufstehend, gegenseitig unter Händeschütteln zu, und hier war es, wo Mirjam zum ersten Mal mit freundlichem Lächeln dem Bocher ins Antlitz blickte.

Die Tür zum anstoßenden Wohnzimmer wurde geöffnet, und ein gedeckter Tisch, beladen mit Glasschalen voller Obst und Nüssen und einer Spezialität „Krillerbsen“ lachte den Eintretenden entgegen. Nicht für sie allein waren alle diese Herrlichkeiten aufgebaut. Es wurden noch Gäste erwartet: Dr. Falk mit seiner anmutigen Frau und der alte, allzeit getreue Hausfreund, Herr Moritz Holde, der beim Erbsenessen am Freitagabend nie fehlte. Kein noch so übles Wetter, keine Abhaltung irgend welcher Art konnten ihn zum Fernbleiben veranlassen.

Sie traten alle auch bald mit einem herzlichen „Gut Schabbes“ ein und nahmen sofort in lebhaftester heiterer Unterhaltung an dem einladenden runden Tisch Platz, über den die Petroleumlampe ein behagliches Licht verbreitete. Eine unausbleibliche Zugabe zu den reichlich gesalzenen und gepfefferten kleinen Erbsen, die sehr bald einen schwer zu überwindenden Durst erzeugten, war das köstliche einfache Braunbier, das, aus der Stadtbrauerei in einem Fäßchen bezogen, von Frau Samuel schon einige Tage vorher

höchst eigenhändig, mit Wasser verdünnt, auf Flaschen gezogen und sorgfältig verpfropft worden war.

Eine Batterie solcher Flaschen stand auf dem Tische, dazu recht große Gläser, da dieses Bier einen außerordentlich starken Schaum entwickelte, der im Nu das Glas ausfüllte und leicht zum Überlaufen brachte. Das Öffnen dieser Flaschen war daher jedesmal eine Katastrophe, der Alle immer mit einer gewissen Angst und Unruhe entgegen sahen, besonders aber die Hausfrau wegen ihrer sauberen Tischwäsche.

Der gefürchtete Augenblick nahte. Herr Holde entkorkte die erste Flasche. O weh! der helle Schaum schoß wie die Lava aus einem Krater unaufhaltsam hervor. „Gläser her!“ riefen alle hilfesuchend durcheinander. Jeder hielt ein Glas füllbereit, der Flasche möglichst nahe, aber schon schäumte ein Glas nach dem andern über und drohte, den Tisch zu überfluten. „Töpfe! Töpfe!“ rief Holde in Erregung, und Mirjam und Adolph stürzten in die Küche, um die Gefäße heranzuschleppen. Auch sie waren bald gefüllt. „Gläser her! Töpfe her!“ klang es immer noch in tosendem Durcheinander. Frau Samuel war erblaßt; so schlimm wie heute war es noch nie gewesen. Die Mischung war ihr offenbar diesmal nicht gelungen, oder die Flaschen hatten zu warm gestanden. O, die schöne Tischwäsche!

Die allgemeine Aufregung legte sich übrigens bald. Es wurde beschlossen, den Schauplatz dieser Eruptionen für heute in die Küche zu verlegen und die dort gefüllten Gläser in das Zimmer bringen zu lassen, wenn auch das köstliche Naß in seiner sonstigen Frische dadurch einbüßen sollte. Und so geschah es. Die heitere Stimmung gewann wieder die Oberhand. Während des unermüdlichen Abpellens und Kauens der delikaten kleinen Erbsen floß die Unterhaltung gemütlich dahin. Zunächst wurden die wichtigsten Killesachen¹⁾ besprochen, darunter auch das Unterstützungsgesuch des Lehrers Daniel. Dann eine Eingabe des Rabbiners über die „Mikwe“²⁾-Verhältnisse. Michel Samuel hatte darüber in der nächsten Vorstandssitzung zu referieren, und er besaß das Schriftstück. Er brachte es zur Verlesung. Der Anfang lautete: „Dem hochverehrten Vorstande bringe ich zur Kenntnis, daß die Zustände in der hiesigen Mikwe zum Himmel schreien. Zwei Beispiele mögen dies illustrieren: Eine sehr anständige Dame kommt in die Mikwe; 's ist ihr zu kalt. Die bedienstete Frau bringet einen Topf heißen Wassers, schüttet ihn auf das Haupt der Frau. Sie ist verbrüht und erklärt, nie mehr in die Mikwe gehen zu wollen.“ Trotz des Ernstes der Sache konnten die Zuhörer nicht umhin, wegen der komischen Formulierung der Beschwerde in eine wohl berechtigte Heiterkeit aus-

¹⁾ Gemeindeangelegenheiten. ²⁾ Rituelle Badeanstalt.

zubrechen. Das zweite Beispiel wollten sie gar nicht mehr hören; das erste gab schon genügenden Stoff zu teils sachlicher, teils humoristischer Debatte. Und da man beim Lachen war, animierte man Michel Samuel, die Geschichte von der „Kaul“¹⁾ zum Besten zu geben, die man schon lange nicht gehört hatte. Samuel zierte sich nicht, er erzählte gern, und so begann er:

„Eine gute Kaul darf bei uns Juden am Schabbes und an Feiertagen bekanntlich nicht fehlen. Die Hausfrau bereitet sie mit besonderer Liebe und Sorgfalt, gebacken wird sie meist bei einem benachbarten Bäcker. Ob es bei euch in Czarnow auch so ist, weiß ich nicht.“ Der Bocher nickte, verständnisvoll zustimmend. „Nun, die Leisern von drüben aus der Marktgasse hatte wieder einmal ihre Jontefkaul²⁾ geknetet, aber bei ihrer übertriebenen Sparsamkeit, man kann schon sagen Knickrigkeit, war die Speise recht mager ausgefallen; ohne Rosinen, ohne Fett, eine dürftige trockene Kaul. Ihr Ehemann, der grobhe Jung, der Freßsack, gönnte seiner Frau kaum einen Bissen. Ein brutaler, rücksichtsloser Mensch! — Jontef³⁾, zu Mittag stand die Kaul auf dem Tisch. Leiser schnitt sie wie immer argwöhnisch an, aber — — was war das? Die Kaul triefte vor Fett, sie strotzte von Rosinen und Mandeln, ein Prachtstück! Kein Zweifel, beim Bäcker war eine Verwechslung vorgekommen, das war ganz klar. —

1) Eine Speise. 2) Feiertagspeise. 3) Feiertag.

Leiser, der sonst Rücksichtslose, nie Zuvorkommende, schob die Speise seiner Frau zu: „Rosalie, fang' Du an.“ Die Leisern war starr. „Sag mir nur, Isidor, sonst gönnt Du mir nicht mal e' Stückel Brot, und heute schiebst du mir die Kaul zu, was ist mit Dir passiert?“ „Ich werd' Dir etwas sagen,“ erwiderte Leiser roh. „die Kaul ist doch ganz bestimmt verwechselt. Dem, der Deine miese trockene Kaul bekommen hat, wird die Wut packen, und er wird einen Fluch rauschreien: Dersticken soll beim ersten Bissen, wer unsere schöne Kaul bekommen hat. — — — Nu, wenn schon einer dersticken muß, — — derstick Du!“ — —

Der Beifall über diese tragikomische Geschichte war natürlich groß. Herr Holde mußte sich vor Lachen das Taschentuch vor den Mund halten und das Krillerbsenknacken für einige Minuten einstellen.

Nachdem man sich wieder beruhigt hatte, sollte Dr. Frank auch etwas zum Besten geben.

„Ich werde Euch eine kleine Anekdote von meinem Vetter Aron Bernstein erzählen, dessen reizende Novellen „Mendel Gibbor“ und „Vögele, der Maggid“ Ihr ja alle kennt. Du auch, Löb?“

„Nein, ich habe von Bernstein noch nichts gehört und gelesen.“

„Dazu mußst Du noch kommen. Doch hört nun: Bernstein hat einen Freund, einen gewissen

Kossarski¹⁾, der Gedichte macht. Es sind keine sonderlich wertvollen Leistungen, aber Kossarski ist sehr eingebildet und hält sich für einen der größten Dichter. Neulich sagte er verächtlich zu Bernstein, unter Bezug auf dessen durchaus anerkanntes Buch »Aus dem Reiche der Naturwissenschaft«: „Bernstein, Deine Arbeiten können mir nicht imponieren, Du sammelst aus allen möglichen Schriften Material zusammen und gibst dann ein Buch an die Öffentlichkeit. Das ist doch keine schöpferische Produktion. Sieh mich an, ich schaffe alles aus mir heraus, Neues, Eigenes. Das nenne ich schaffen.“ ;

Bernstein erwiderte lächelnd: „Kossarski, Du kennst die Spinnen und die Bienen. Die Spinne spinnst aus sich heraus, sie ist nach Deinem Ausspruch schöpferisch. Aber was bringt sie hervor? Spinnewebe, wertloses Spinnewebe. Die Biene, die kleine Biene, fliegt von Blume zu Blume und sammelt, sammelt emsig. Ihr Produkt ist nicht wertlos, es ist süßer, köstlicher Honig, der die Menschen erfreut. Bleib' Du, Kossarski, eine Spinne, ich will eine Biene sein.“

„Dem hat er's gut gegeben! Sehr gut, dem eingebildeten Poetaster!“ rief Holde befriedigt aus und trank dem Erzähler mit einem frischen

¹⁾ Julius Kossarski, geb. 1812 zu Bromberg, gest. daselbst 1879. Lebte viele Jahre in Berlin. Von ihm erschienen mehrere Gedichtbücher u. a. „Gedichte an eine schöne Brombergerin“, „Wallfahrt in Palästina“.

schäumenden Glase Braunbier ein herzliches „Lechajim“¹⁾ zu.

Unter weiterem Geschichtenerzählen solcher Art und harmlosem Geplauder verging der schöne Familienabend, und man freute sich beim Abschiednehmen schon auf den nächsten. — Das Dienstmädchen löschte die Lampen und Lichter.

¹⁾ Wohl bekomm's.

IV.

Löb Rublowicz's Traum war erfüllt, er war in Deutschland. Aber nun hieß es, Pläne schmieden, um ins Gymnasium zu kommen. Mit seinen lückenhaften Kenntnissen war das jetzt noch nicht möglich, dessen war er sich bewußt. Er wollte sich durch Privatstunden und Selbstunterricht soweit vorbereiten, daß er in die Unterprima oder wenigstens Obersekunda aufgenommen werden würde. Aber darüber würden noch Jahre hingehn, und dazu gehörte Geld. So bescheiden das Pensionsgeld bei Lehrer Daniel auch war, und so gering die Ansprüche waren, die Löb an das Leben stellen wollte — die Privatstunden mußte er doch bezahlen, Bücher anschaffen und auch mal ein Kleidungsstück erneuern. Das war ohne Geld nicht möglich. Er schrieb an seine Eltern, wo er wäre, und daß er hier Aussicht hätte, etwas Ordentliches zu lernen. Dringend bat er, ihm das Nötigste für den Unterhalt zu gewähren. Die Antwort war niederschmetternd. Die Eltern schrieben, daß sie nichts für ihn tun wollten, er

solle sich sofort aufmachen und nach Hause kommen. Löb schrieb wieder und wieder, er würde in Deutschland bleiben, die Eltern schrieben wieder und wieder, er solle heimkehren.

Eines Tages erschien der Vater im Städtchen, um seinen Sohn abzuholen. Er nahm ihm alles Geld ab, das er noch besaß — es war wenig genug — und erklärte ihm, wenn er nicht mit ihm nach Czarnow zurückkäme, könnte er hier verhungern. Löb blieb halsstarrig: „Ich bleibe hier, und wenn ich verhungern soll! Ich will Astronom werden.“

Das erschien dem Vater begreiflicher Weise eine brotlose Kunst, aber angesichts dieses unbeugsamen Widerstandes gab er endlich nach. „Ich werde für Dich die Pension bezahlen und Dir noch etwas Taschengeld geben. Weiteres hast Du von mir nicht zu erwarten. Im übrigen sieh zu, wie Du Dich allein durchschlägst.“ Damit schied der Vater im Zorn.

Löb kannte den energischen Charakter seines Vaters. Er wußte, daß dieser Entschluß ein fester, unabänderlicher war; damit mußte er nun rechnen. Die Brücken mit seinem Elternhause waren so gut wie abgebrochen. Ja, wenn er den Eltern die Zusicherung geben würde, Arzt oder Rechtsanwalt werden zu wollen, dann wäre eine Verständigung vielleicht eher möglich. Aber der brennende Wunsch, die astronomische Wissenschaft zu studieren, hatte sich bei dem Jungen

einmal festgesetzt, und er vermochte sich von ihm nicht zu befreien.

Löb war nun ganz allein auf sich angewiesen, er, der Vierzehnjährige. Er begann, die Schwere zu fühlen. Er war unter fremden Menschen, im fremden Lande. Erinnerungen an die Heimat, aus der er geflohen, stiegen in ihm auf. Zuerst das Elternhaus. Er dachte an seine Mutter und an den Schmerz, den er ihr bereitete. Was war mit ihm vorgegangen? Er hatte seine Mutter immer mit aller Glut seines kindlichen Herzens geliebt. Er hatte täglich in inbrünstigem Gebet ihrer gedacht, gefleht, daß Gott sie ihm lange, lange erhalten möge, und nun hatte er, der treulose Sohn, diese schöne Lebensgemeinschaft selbst gelöst. Er sah die Mutter vor sich, wie sie am frühen Morgen mit dem dicken Gebethuch andächtig im Lehnstuhl am Fenster saß. Gewiß betete sie auch für ihn, den geliebten Sohn. Ein unendliches Heimweh stieg in dem Knaben auf. Er weinte. Und weinend schweiften seine Gedanken immer intensiver nach Czarnow zurück. Er sah sich unter einem Weidenbaum am Ufer des Flusses sitzen. Auf den breiten Flößen spielten die polnischen Flissacken auf ihren Geigen wehmütige alte Volkslieder, sangen: *Jeschcie Polska nie ginella* — noch ist Polen nicht verloren, eine Hoffnung, an die die deutsche und jüdische Bevölkerung nicht mehr zu glauben vermochte. — Die in Rußland gefällten Hölzer tri-

ben stromabwärts. Wohin? Nach Deutschland. Die weißen Segel der schwerbeladenen Kähne schob der Wind langsam vorwärts. Wohin? Nach Deutschland. Er hatte sehnsüchtig zum Himmel emporgeblickt, die Wolken zogen nach Westen. Wenn er doch mit den Flößen, den Schiffen, den Wolken mitziehen könnte! Fort von hier, in ein Land der Kultur! — Löb besann sich jetzt. Er stillte seine Tränen. Sein sehnsüchtiger Wunsch von damals war ja erfüllt. Er atmete ja in dem Lande, in das die Wolken damals gezogen. Er fühlte sich wieder mutig und stark. „Ich werde es, so Gott will, erreichen,“ stieg es hoffnungsvoll jubelnd in ihm auf. Jetzt Heimat und Heimathaus vergessen! Neues lernen, wissen, erkennen und weise werden, und dann erst wieder zurück in die Arme von Vater und Mutter.

Löb ging sinnend durch die Straßen der Stadt. Er kam an einem niedrigen, kleinen, altersschwachen Häuschen vorüber. Es war das Beis-medresch¹⁾, in dem mancher berühmte Rabbiner gelehrt hatte und in dem auch Gottesdienst für die ganz Frommen abgehalten wurde. Er ging hinein. Er sah sich im Raume um. Die mächtigen, ihm wohlbekannten Folianten des Talmuds und zahlreicher Schriften der jüdischen Literatur aus vielen Jahrhunderten füllten die Regale. Außer den Sitzreihen und Lesepulten stand an der einen Seite ein langer Holztisch mit einfachen

¹⁾ Lehrhaus.

Stühlen. An ihm saßen bei Disputationen die Gelehrten, manchmal auch Talmudjünger. Heute „lernten“ an ihm nur einige Bocherim. Sie erzählten, daß sie aus Polen und Litauen stammten, hier ihr Talmudstudium fortsetzten und sich daneben auch mit Gymnasialfächern beschäftigten. Sie hofften, bald in die Untertertia des Gymnasiums aufgenommen zu werden. Löb horchte auf. Hier konnte er vielleicht wertvolle Aufschlüsse bekommen. Wie schlugen sich diese Jünglinge durch? Sie lebten von Stipendien und Freitischen.

Stipendien! das wäre vielleicht auch für ihn ein Weg. Seine Beziehungen zu dem einflußreichen Michel Samuel konnten ihm hierbei gute Dienste leisten. In Adolph Samuel, mit dem sich ein schönes Freundschaftsverhältnis herausgebildet hatte, würde er gewiß einen erfolgreichen Fürsprecher haben. Mit ihm wollte er sich zuerst beraten. Gelegenheit dazu bot sich schnell bei Lehrer Daniel, der Adolph jetzt täglich den Vorbereitungsunterricht für die Einsegnung erteilte. Der Barmizwah sollte die Haftarah und die dazu vorgeschriebenen Segenssprüche singen, nicht wie manche sprechen. Daniels Bariton war nicht sehr wohlklingend, der Lehrer war überhaupt wenig musikalisch, aber Adolph hatte für diese synagogalen Melodien ein feines Ohr, und hell und laut erfüllte seine klangvolle Sopranstimme mit absoluter Tonsicherheit die kleine Schulstube. Löb lauschte vom Nebenzimmer aus

dem eindrucksvollen Gesange. Nach beendetem Unterricht wollte er mit dem Freunde über seine Wünsche sprechen und ihre Förderung erbitten. Das geschah denn auch auf einem Spaziergange, den sie gleich antraten.

Es war ein sonniger Frühlingsnachmittag, der aus Stuben und Straßen ins Freie lockte. Schon blühten rings an Gräben und Rainen die Feldblumen. Über die Felder zog der süße Duft des gelben Rapses. Lerchen kletterten in die Lüfte und zwitscherten in den Höhen ihre Lieder. Ein Pirol flatterte trillernd von Baum zu Baum und begleitete die auf der Chaussee wandernden Knaben weiter und weiter, bis sie in das nächste Dorf gelangten. Im Dorfteiche schwammen munter junge Entlein in ihrem gelben Flaum. Die Bruthenne lief am Rande des kleinen Gewässers ängstlich hin und her, mit vor Furcht aufgeblähten und vor Erregung schlagenden Flügeln. In mütterlicher Fürsorge und Angst sah sie ihre eben erst dem Ei entschlüpften Jungen, weit von ihr entfernt, sich gefahrvoll in dem ihr unzugänglichen Element bewegen, in grausigem Entsetzen, daß die Hilflosen vor den Augen der Mutter untergehen und sterben würden. O welch' Leid! Sie stand am Ufer und war machtlos, Hilfe zu leisten. Schon kämpfte sie mit dem Entschluß, sich in die Fluten zu stürzen, die ihr wie ein Meer erscheinen mochten, aber eine unsichtbare Macht riß sie zurück. Das Herz der liebenden Mutter

drohte zu brechen. Adolph und Löb beobachteten das rührende Bild, sie riefen den kleinen Entlein zu, ans Land zu schwimmen, um die Mutter von ihren seelischen Qualen zu erlösen. Sie warfen nach ihnen mit kleinen Steinchen, um sie ans Ufer zu treiben. Alles vergeblich. Die Tierchen aber waren in ihrem Element. Sie waren glücklich. Sie schwammen in eine für sie unendlich weite, unendlich schöne Welt hinaus. Vergessen war die Mutter, vergessen war die Behausung, die Heimat.

Adolph wandte sich zu Löb: „Bei uns Juden ist es ja verboten, die Eier von einem nicht gleichartigen Tier ausbrüten zu lassen. Ist das nicht eine Vorschrift von hoher sittlicher Auffassung?“

„In dieser Stunde,“ entgegnete Löb, „ist sie mir zum Bewußtsein gekommen. Ich mußte erst dieses Schauspiel hier erleben, es mit eignen Augen sehen, um die in der Schulstube gelernte Vorschrift wirklich zu erfassen.“

„Hast Du aus dem Talmud viel gelernt, Löb?“ fragte Adolph mit einem gewissen Neid.

„Ich habe viel gelernt, mein Freund, aber ich bin dadurch nicht glücklich geworden. Unruhe und Zweifel peinigen mich oft, ob ich auf dem rechten Wege zur Erkenntnis sei. Die Sittengesetze und viele Vorschriften im Pentateuch erfüllten mich stets mit Bewunderung und demütiger Ergriffenheit, aber die umständlichen Disputationen der alten Lehrer, so scharfsinnig und geist-

reich diese auch sind, stießen mich oft ab. Ich vermochte es nach dauernden inneren Kämpfen nicht, das Talmudstudium fortzusetzen, und deshalb bin ich nach Deutschland geflohen. Ich lechze danach, mir ein modernes Wissen anzueignen.“

Hier war nun der geeignete Augenblick gekommen, um dem Freunde seine materiellen Nöte und Sorgen zu offenbaren und ihn zu bitten, bei dem Vater durch empfehlende Fürsprache ein Stipendium zu erlangen. Das sagte Adolph mit herzlicher Bereitwilligkeit zu. Doch jetzt wollte er noch nicht heimkehren. Der Frühlingstag lockte zu stark zum Weiterwandern, und auch Löb zog es mit Macht hinaus. So gingen sie durchs Dorf, an den kleinen Bauernhäusern vorbei, die zwar nicht viel Schönheit aufwiesen, in deren Innern aber — das fühlten sie — Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit wohnten.

Löb bemerkte: „Wir sind zu Hause wohlhabend und doch nicht glücklich. Diese einfachen Menschen hier sind reich durch wenig Bedürfnis und sicherlich glücklicher.“

Adolph war für derartige Betrachtungen noch nicht reif genug. Er erwiderte nichts und drängte zum Weitergehen. Fast am Ende des Dorfes stand die Schmiede. Der Blasebalg sauste, das Feuer sprühte, die Hämmer dröhnten auf den Amboß, das glühende runde Eisen dehnte sich und wurde zum flachen Bande. Löb begann, wie immer bei

neuen Erscheinungen, zu sinnen und zu philosophieren. „So wurde mein Kopf bei Lehrer Gabriel wie mit schweren Hämmern bearbeitet, aber eine Form ist dabei nicht entstanden. Ich selbst will mein Schmied sein.“

Während er die letzten Worte beinahe hinaus-schrie, ertönte von dem nahen hölzernen Kirchlein die Vespertglocke. Adolph war es ein unheiliger Klang. Alles nichtjüdisch-religiöse lag ihm wegen der in seinem Elternhause geübten alten Tradition fern und ganz besonders jetzt in der Vorbereitungszeit zur heiligen Barmizwah. Den polnischen Bocher aber durchzogen aufrührerische Gedanken.

„Laß uns mal in das Gotteshaus gehen, Adolph. Ich habe noch nie das Innere einer Kirche gesehen.“

„Um Gotteswillen, Löb, das ist kein Heiligtum von Schem jisborach“¹⁾.

„Der Vater aller Menschen ist ein und derselbe Gott.“

„Hast Du das aus dem Talmud gelernt, Löb?“

„Ja, Adolph; Gott hat die zehn Gebote der ganzen Menschheit verkündet. Es gibt nur einen Gott.“

Weiter wollte Löb aber dieses Gespräch nicht fortsetzen. Er mochte in das Herz seines Freundes nicht Widerspruch und Zweifel pflanzen. Adolph war gegen ihn noch ein Kind, obwohl er

¹⁾ Ausdruck für „Gott“.

nur etwa zwei Jahre jünger war. Aber drüben in Polen wurde man an sich schon früher reif, und den Talmudschüler hatte sein zehnjähriges Studium in Auffassung und Charakter ganz anders geformt. Der Altersunterschied war bei den beiden in ihrer Geistes- und Gefühlswelt viel größer, als ihre körperliche Entwicklung vermuten ließ.

Die Abendsonne hing als glühende Kugel am fernen Horizont. Der westliche Himmel leuchtete in den wundervollsten farbigsten Tinten. Die Landleute rüsteten sich, die Tagesarbeit zu beenden. Von den duftenden Wiesen kehrten die Hirten mit ihren Tieren heim, schwer schritten die Kühe mit den strotzenden milchgefüllten Eutern. Von jenseits kam der Schäfer mit seiner hüpfenden blökenden Herde. Auf ihren Pferden reitend, strebten die Ackersleute den Ställen zu. Die Lerchen stimmten ihre Abendlieder an. Es wurde Feierabend.

Löb überwältigte die feierliche Stimmung, die über der beginnenden ländlichen Nacht hing. Die Welt schien voller Frieden. Entzückt breitete er die Arme aus: „Wie schön ist Euer Land, Adolph!“

„Ist die Natur irgendwo weniger schön? Hat deine Heimat drüben in Polen keine Reize?“

„Mag sein, ich weiß es nicht. Ich habe sie nie gesehen. So wie heute bin ich noch nie hinausgewandert. Ich saß bisher in dumpfigen Stuben und lernte, lernte von früh bis spät. Ich sah die Welt nicht, atmete keinen Duft von Blumen, hörte

keinen Sang der Vögel. Meine einzigen Erlebnisse außerhalb des Lehrhauses waren die kurzen Stunden am Weichselstrom, die ich mir mit vorwurfsvollem Herzen stahl. Kannst Du begreifen, Adolph, daß meine klopfenden Pulse mich hinausjagten?“

„Mir geht es ähnlich wie Dir, Löb. So gern ich auch die Schule besuche, ich sehne die Zeit herbei, wo ich als Student in die weite Welt hinausziehen könnte. In Heidelberg und Tübingen möchte ich studieren, den Rhein und die Alpen sehen. Unser Land hier hat mir, offengestanden, bisher keine Reize geboten, manche Schönheiten haben sich mir heute erschlossen, aber immer möchte ich in unserer kleinen Stadt doch nicht bleiben.“

„Für Dich ist das alles leicht zu erreichen, Adolph, Dein Weg ist geebnet. Ich indessen muß Schritt für Schritt mühsam mich erkämpfen. Heute bin ich glücklich, zum ersten Male frei geatmet zu haben.“

„Du wirst Dein Ziel bestimmt erreichen, Löb, das fühle ich. Mein guter Vater wird Dir seine Hand gewiß nicht versagen, davon bin ich überzeugt. Auch ich kann Dir in manchem nützen. Ich bin in Untertertia. Cornelius Nepos, Cäsar und Xenophon kannst Du mit mir lesen. Mit meinem Freunde, dem Sekundaner Mehlisch, mit dem ich oft musiziere, ein famoser Mensch, kannst Du Mathematik treiben, und meine Schwester

Mirjam wird Dir sicher gern französischen und englischen Unterricht geben. Es dauert gewiß nicht lange, und wir sitzen zusammen in der Obertertia. Was meinst Du dazu, wenn wir einmal Arm in Arm in Frack und Zylinder gemeinsam ins Abiturium steigen werden.“

„Es ist eine verlockende Aussicht, aber bis dahin ist der Weg noch weit, ich werde tüchtig arbeiten müssen.“

Die Hoffnung, bei Adolph und seinem Freunde billige oder gar kostenlose Privatstunden erhalten zu können, erfüllte Löb mit Dankbarkeit, und bei allem Lerneifer mußte er sich gestehen, daß er bei dem Gedanken, seine angebetene Mirjam als Lehrerin und vielleicht als Freundin zu gewinnen, ein Glücksgefühl besonderer Art empfand. So kehrte er denn von dieser ersten Wanderung beseligt heim. —

Die Tage vergingen nun in heißer Arbeit. Die kostbare Zeit mußte ausgenutzt werden. Löb war an Selbstunterricht gewöhnt, so ergänzte er durch eigne Studien, was ihm die Privatstunden versagten. Eine wertvolle Überraschung bot ihm das Zusammenleben mit Lehrer Daniel, dem die Unterhaltungen und Diskussionen mit Löb eine Erneuerung brachten. Daniels Geist war durch den eintönigen Elementarunterricht mit den kleinen Jungen im Laufe der letzten Jahre völlig eingerostet. Man ahnte garnicht, welch tiefes Wissen in diesem

einfachen Lehrer verborgen war. Er selbst schien es vergessen zu haben, was er alles einst auf dem Seminar gelernt hatte. Damals war er einer der Besten gewesen, sein Lehrerexamen hatte er mit Auszeichnung bestanden. Jetzt, im lehaften Austausch der Gedanken mit Löb wuchs das Schlummernde wieder üppig hervor. Besonders hatte Daniel früher die Philosophie angezogen, auch Löb, geschult durch die jahrelange Beschäftigung mit dem Talmudstudium, neigte zu grüblerischer Durchforschung aller auf ihn wirkenden Eindrücke. So kam es zwischen den beiden oft zu Disputationen, bei denen es wohl ebenso heiß herging, wie in dem Czarnower Lehrhaus, nur daß die Art der jetzt behandelten Stoffe Löbs Geist anregte, während er von der früheren abgestoßen wurde.

„Sagen Sie mir, Reb Daniel, was soll ich mir bei den Auseinandersetzungen zwischen Rabbi Zira, Rabbi Abahu und Rabbi Johanan denken?“ Und Löb wies auf eine bestimmte sehr dunkle Talmudstelle hin.

Daniel, der sie auch nicht verstand, sann ein Weilchen nach, dann erwiderte er, geschickt ausweichend, mit dem bekannten philosophischen Gedanken: „Unser Wissen ist begrenzt; es gibt ein tatsächliches Wissen und ein tatsächliches Nichtwissen, was dazwischen liegt, kann nur ein Vermuten sein.“

Löb fragte weiter: „Dürfen wir annehmen, daß unser forschender Geist die Wahrheit finden kann?“

Daniel wand sich auch hier: „Was wir als Wahrheit bezeichnen, wird vielleicht immer nur relativ sein. Hier sind für den forschenden Geist Grenzen gezogen. Nur was wir wirklich unmittelbar erfahren, gibt uns eine unumstößliche Gewißheit.“

So ging es zwischen den beiden vielfach hin und her. Einen praktischen Nutzen konnte der Bocher aus diesen Gesprächen, mochten sie noch so interessant sein, zwar auch nicht ziehen, aber sie erhoben ihn, bedeuteten für ihn einen geistigen Fortschritt. Diesen gewann er auch durch den Verkehr in den Familien Samuel und Falk, bei denen er oft ein gern gesehener Gast war.

Löbs Lebensunterhalt — er war bescheiden — war gesichert. Michel Samuel hatte ihm ein Stipendium verschafft, durch Privatstunden, die er erteilte, verdiente er sich manchen Taler. So schritt er mühsam aber sicher seinem Ziele zu, und die Tage waren vergoldet durch die Freundschaft mit Adolph und Mirjam. Diese bemühten sich, dem Bocher hin und wieder auch mal eine Zerstreung zu bieten.

„Nächste Woche wirst Du mal einen ganzen Tag pausieren, da wirst Du etwas erleben, was Du noch nicht kennst,“ strahlte Adolph. „Das Gym-

nasium macht seinen alljährlichen Sommerausflug, die sogenannte Majufka¹⁾, da mußt Du mit!“

Gespannt sah Löb dem Tage entgegen, wo er diese merkwürdige Veranstaltung kennen lernen sollte. — An dem bestimmten Tage versammelten sich sämtliche Gymnasiasten von der untersten Klasse bis zur Prima vor dem Gymnasialgebäude. Klassenweise stellten sie sich wie die Soldaten in Reih und Glied. Die Septimaner an der Spitze, die Primaner am Ende. Ganz vorn hatte die Stadtkapelle mit der großen Pauke Aufstellung genommen. Ein feierlicher Moment nahte. Die flatternde buntgestickte, seidene Gymnasialfahne, getragen von dem stärksten Primaner, eskortiert von den zwei mit Rapiere bewaffneten größten Klassengenossen, erschien. Mit allen Ehrenbezeugungen und einem Tusch des Musikkorps wurde sie empfangen. Den Kleinsten, die dieses Schauspiel zum ersten Male erlebten, klopfte in Begeisterung das Herz, sie fühlten sich mitgeehrt.

Der Zug setzte sich, angefeuert durch flotte Marschmelodien, in Bewegung, und zog durch die Hauptstraßen der Stadt. Dicht besetzt waren die Fenster durch Schaulustige; die Dienstmädchen, die in Erregung ihre Arbeiten, auch die notwendigsten, unterbrachen, stürzten in ihren Schürzen vor die Haustüren. Die Augen mancher Mutter, die ihr Söhnchen mit umgeschnallter grüner Bota-

1) Maigang.

nisiertrommel, voll leckerer Mundvorräte, flott vorübermarschieren sah, füllten sich mit Tränen.

Am Ende der Stadt stand eine Reihe von Leiterwagen, bespannt mit vier Ackerpferden, die von Gutsbesitzern, deren Söhne das Gymnasium besuchten, bereitwillig gestellt waren. Diese riesigen Gefährte dienten meist nur bei der Ernte zum Einbringen der Getreidegarben in die Scheuern, zur Personenbeförderung waren sie wenig geeignet, aber heute waren sie dazu hergerichtet. Aus Langstroh waren zwischen die seitlichen Leitern festgebündelte Sitze eingefügt und mit Decken belegt, denen ein sonderbarer Duft entströmte, wie er in der Umgebung eines Zirkus spürbar ist. Diese waren nämlich den Ställen entnommene Pferddecken, vollgesogen von dem Schweiß dampfender Tiere. Dieser Geruch hatte für die Kleinen etwas Berauschendes, er gehörte unbedingt zu einer wohlgelungenen Majufka. Mit Hallo und Geschubse kletterten die Septimaner, Sextaner, Quintaner und Quartaner in die Wagen, um sich nach Möglichkeit einen Seitenplatz zu sichern. Die Schüler der mittleren und oberen Klassen aber strebten, flotte Marsch- und Turnerlieder anstimmend, zu Fuß dem Walde entgegen, den die liebenswürdige Gutsherrschaft dem Herrn Gymnasialdirektor für heute zur Verfügung gestellt hatte. Den Wandernden hatte sich auch Löb angeschlossen, der sich aber dem bedrückenden Gefühl hingab, noch nicht zu dieser Schar

zu gehören. In längstens zwei Jahren, das hatte er sich vorgenommen, mußte das Ziel erreicht sein.

Im Walde draußen war schon alles zum Empfang vorbereitet. Lange hölzerne Tische und Bänke waren in das lockere Erdreich eingefügt. Der Konditor hatte seine Verkaufsbude, gefüllt mit den schönsten Torten, Zuckerwerk und Himbeerlimonaden, aufgebaut. Kleine Fäßchen mit Bier waren zur Stelle, ein runder Wiesenplatz unter schattigen Bäumen für den Nachmittags- tanz hergerichtet. Denn am Nachmittag fuhren die Eltern mit den heranwachsenden Töchtern hinaus. Das war für die Mädels wohl der schönste Tag im Jahr. Da durften sie in ihren duftigen, hellfarbigen, mit roten und blauen Schärpen geschmückten Kleidern vor aller Augen sich mit den Gymnasiasten im Tanze drehen und vielleicht auch ein wenig kokettieren. Nicht selten spann sich bei solchen Gelegenheiten eine tiefere Freundschaft an, ja, eine Liebe für das ganze Leben.

Die Leiterwagen mit den johlenden Knaben rollten heran. Die „Fornals“¹⁾ schwangen wie zum Willkommensgruße knallend die unwahrscheinlich lange Peitschenschnur über ihre Viergespanne. Waldesduft, Waldesruhe umfing wohligh die kleinen Ausflügler. Sie säumten nicht lange, an ihre beliebten Spiele zu gehen: „Topf schlagen“, „Blindekuh“, und das den Kleinsten besonders reizvolle

¹⁾ Polnische Kutscher.

„Holz und Erde“. Hierbei war Gesetz: Befand man sich auf dem Erdboden, so konnte man von dem Sucher angeschlagen werden, man war dann für diesmal dem Spiel entzogen, auf Holz aber stehend, der „Mente“ war man in Sicherheit. Die Ernennung zum Sucher geschah nach aus undenklichen Zeiten herrührenden Bestimmungen, indem die an dem Spiel Teilnehmenden sich „abzählten“, mit Hilfe von für diesen Zweck bekannten sogenannten Abzählversen, die an Tiefsinnigkeit nicht zu überbieten waren. Hier hörte man: Enkla, Menkla, Zickla, Zeh, rutschma, putschma, ab!, dort:

1, 2, 3, 4, 5, 6, sieben,
Eine alte Frau kocht Rüben,
Eine alte Frau kocht Speck —
Du bist weg.

Manche Gruppe zog eine möglichst schnelle Abwicklung des Zählgeschäfts vor, indem sie die Sache kurz machte:

Eins, zwei, drei —
Du bist frei.

Solcher Reime gab es eine Unzahl. Ihre Verfasser sind ebenso unbekannt geblieben wie die der vielen Volkslieder, deren Ursprung nicht zu ergründen ist. Die alten Abzählverse, die schon die Eltern und Großeltern verwendeten, waren eben einmal da, neue und bessere hätten sich nicht einführen lassen. Ihren Zweck erfüllten sie

jedenfalls. Das Wahlergebnis war so eindeutig, daß ein Protest niemals in Frage kommen konnte.

Ein anderer Wahlmodus kam beim „Pallant“ und „Käsejunge“, den bei der Jugend sehr beliebten Ballspielen, in Anwendung. Hier bildeten die Spieler zunächst einen Kreis bis auf einen, der sich in einer ausreichenden Entfernung, um die Beratungen der Freunde nicht belauschen zu können, aufzustellen hatte. Der Kreis einigte sich nun z. B. darüber, daß zuerst der „zweite Schläger“ bestimmt werden sollte. Im Chore riefen sie: „W e e r?“ Der Name, der ihnen dann von dem Wähler zugerufen wurde, war der zum zweiten Schläger auserwählte. Das wiederholte sich immer so weiter, bis alle Ämter verteilt waren. Protektion oder Bevorzugung war hierbei unmöglich. Eine größere Objektivität konnte bei einer Wahlhandlung tatsächlich nicht walten.

Unter solcher Kurzweil verging die Zeit. Nichtsdestoweniger hatten die Kinder die Empfindung, als ob sie schon wer weiß wie lange von Hause fort wären, dabei waren vielleicht erst zwei Stunden vergangen. Das Mitgebrachte war bis auf den letzten Bissen aufgezehrt. Ach! wenn doch die Eltern bald nachkämen! Aber das hatte noch lange Weile. Inzwischen erfolgte erst der Einmarsch der singenden und schwitzenden „Großen“ in den Wald. Die Wanderung auf der langen Chaussee und zuletzt auf staubigem Landwege hatte ihre Kehlen ausgetrocknet, da waren die

kühlen Limonaden des Konditors eine wohltuende Erfrischung. Später nahm man an dem langen Holztisch Platz, und unter freundlicher Duldung der sonst so gestrengen Herren Lehrer wurde ein solenner Kommers nach richtigem Komment mit „Salamanderreiben“, „Bierjungen“ und „in die Kanne steigen“ abgehalten. Hell erklang aus den jugendlichen Kehlen das „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus“. Die Schüler der unteren Klassen sahen diesem studentischen Treiben mit Hochachtung und Bewunderung zu. Auch in dem abseits stehenden Bocher regten sich die gleichen Empfindungen. „Noch zwei Jahre,“ erklang es in seinem Herzen, „und dann schlage auch ich mit dem Rapiertuch auf den Tisch“. Sein Blick fiel auf zwei jüdische Primaner, die friedlich und gleichberechtigt unter ihren christlichen Mitschülern, trinkend und singend, saßen. Es waren armer Leute Söhne aus der Stadt, die einst bei Lehrer Daniel, wie die vielen andern, mit „beraischis — am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, ihren Unterricht begonnen hatten. Ähnlich wie Löb hatten sie sich durch Stipendien und erteilte Privatstunden durchgerungen. Löb stellte zwischen ihnen und sich Vergleiche an. Die Schicksale waren ähnlich, aber er hatte es doch viel schwerer. Jene lebten im Schutze des Elternhauses, mochte die Umgebung noch so dürftig sein, er war ganz allein auf sich gestellt; sie waren Deutsche, durch das Gesetz gleichberechtigte

Staatsangehörige, er war Ausländer, war eigentlich hier heimatlos und nur geduldet. Aber er würde schon alle Schwierigkeiten überwinden, und so fanden die aus den frischen Kehlen der Jugend klingenden deutschen Lieder in seinem Herzen begeisterten Widerhall, in freudiger Vorahnung einer schönen Zukunft.

Die Stunden verrannen. Schon kündeten die auf der Chaussee aufwirbelnden Staubwolken an, daß zahlreiche Gefährte heranrollten. In Kutschen, Halbverdeckwagen und Kabrioletts saßen die Bürger mit ihren Frauen und Töchtern, festlich gekleidet, denn diese Majufka war ein Fest der Stadt. Sehnsüchtig erwarteten die Kleinen das Eintreffen der Angehörigen. O, nun würden sie endlich zu der erfrischenden Limonade gelangen, nach der sie schon lange schmachteten.

Auch Löb lugte erwartungsvoll nach der Samuelschen Equipage. Würde Mirjam, wie verabredet, hinauskommen? — — — Ja, sie war da in ihrer jugendlichen Schöne. Und für Löb erstrahlte nun der ganze Wald lichtüberflutet wie ein zu einem hohen Feiertage erleuchteter Dom. Doch bald wurde seine Stimmung gedrückt. Im lustigen Tanze schwangen sich die jugendlichen Paare. Mirjam schwebte wie eine Fee über den grünen Rasenteppich. Ach, der kleine polnische Bocher mußte abseits stehen, er konnte nicht tanzen. Er hatte es in Czarnow nicht gelernt. Den Talmud hatte er studiert Tag für Tag, von

früh bis spät, und jetzt lernte er nur Latein, Griechisch, Mathematik. Aber der Mensch mußte auch tanzen können. Er mußte tanzen und singen können. Die deutschen Jungen hatten diese Künste geübt, sie durften Mirjam im Arme halten. Ach, wer war er? ein armer, einsamer Bocher. Er schlich beiseite. Hinein in die Fernen des Waldes. Den Bäumen wollte er klagen von seiner verlorenen Knabenzeit, mit ihnen sprechen von dem geistigen Tiefstand der Menschen in seiner Heimat drüben. Wenn er doch einmal ihr Befreier aus geistiger Not und Beschränktheit werden könnte! Sinnend schlenderte er planlos dahin, über den moosigen, mit üppigem Farrenkraut bestandenen Waldboden. Kenntnisse erwerben mußte er, doch auch tanzen und singen lernen. Das stand ihm jetzt deutlich vor Augen.

Pläne schmiedend, entfernte er sich immer weiter und weiter von dem Festplatz. Ein kleiner Hügel stellte sich ihm in den Weg. Er bestieg ihn, und vor seinen entzückten Augen dehnte sich mit durch leise Winde kaum gekräuselter Oberfläche ein einsamer Waldsee. Hier an dieser Lichtung wollte er sich lagern, in die Wolken starren und nachdenken. Gab es in seiner Heimat nicht solche Wälder und Seen? Warum hatte man sie ihm nie gezeigt? Den finstern Keller sah er vor sich, wo er sich seine Augen verdarb, die dumpfe Schulstube bei Lehrer Gabriel, wo sich seine Brust einengte. Luft und Licht hatte man ihm ent-

zogen. Hier konnte er befreit aufatmen. — —
Waldesruhe! — Waldesfrieden! — Der Tag neigte
sich. Löb schlummerte mählich ein. — —

Drüben war der Tanz beendet. Man rüstete
sich zur Heimkehr. In wie am Morgen geord-
netem Zuge marschierten die Schüler zum Schlosse
der Gutsherrschaft, um ihr in Dankbarkeit für
die gewährte Gastfreundschaft eine feierliche
Ovation zu bringen. Der Direktor hielt eine wohl-
geformte Rede, die in einem Hoch auf die Guts-
herrschaft ausklang. Der Gymnasialchor sang
feierliche Weisen. Auf dem Balkon hatte die
ganze Familie des Landwirts Platz genommen, er-
freut von den gelungenen Darbietungen. Sie en-
deten mit dem Abbrennen von bengalischen Flam-
men, die das Schloß und den Gutshof in ein Feuer-
meer hüllten.

Die Majufka war beendet, und nun strömten
alle Teilnehmer, teils zu Wagen, teils zu Fuß, zu-
rück in das schlummernde Städtchen. Nur einer
war zurückgeblieben: der Bocher. Er starrte em-
por zu den aufleuchtenden Sternen, deren Bahnen
er einst nachzuforschen trachtete, lauschte dem
ihm bisher unbekanntem Schluchzen der Nachti-
gallen und dachte an Mirjam, an die tanzende
Mirjam. — — —

* * *

„Wo warst Du denn gestern geblieben, Löb?“ fragte ihn Adolph am nächsten Tage, „Du warst ja wie vom Erdboden verschwunden.“

„Ich saß an einer wundervollen einsamen Stelle am Waldesrand, da träumte ich und lernte viel.“

„Immer und immer lernst Du. Mutter sagte neulich schon, Du wirst Dich zum Stubenhocker entwickeln. Du solltest mit jungen Mädchen zusammenkommen, die würden Dich schon auf andere Gedanken bringen.“

„Ich möchte mich nicht zuviel von der Arbeit ablenken lassen, bis ich ins Gymnasium aufgenommen bin.“

Löb blieb konsequent. Er arbeitete mit Fieber-eifer in den Gymnasialfächern, daneben nahm er bei Lehrer Daniel noch Unterricht in der hebräischen Grammatik, von ihr wußte er zu wenig. —

So vergingen zwei Jahre fast nur in eifriger Arbeit, bis der Tag der Aufnahmeprüfung endlich erschien. Löb wurde nur als reif für die Untersekunda erklärt. Das war für ihn eine herbe Enttäuschung; er hatte erwartet, wenigstens in die Obersekunda, vielleicht sogar in die Unterprima aufgenommen zu werden. Er wollte seine Kräfte nun noch mehr anspannen.

Beim Einnehmen der Plätze in der neuen Klasse saßen die aus der Obertertia Versetzten in den ersten Bänken, Löb als Neuaufgenommener

wurde als Letzter gesetzt. Aber gleich nach den ersten Extemporalien kam er in die erste Bank. Nach dem ersten Vierteljahr wurde er Vierter, nach dem zweiten Zweiter der Klasse. Er fiel durch kluge, oft humoristisch gefärbte Antworten auf. Einmal nahm der Lehrer der lateinischen Syntax „nedum“ „geschweige denn“ durch und forderte den Primus auf, einen Satz mit „geschweige denn“ zu bilden. Der konnte es nicht. Da wandte sich der Lehrer an Rublowicz: „Sekundus, bilden Sie einen Satz mit »geschweige denn«“. Ohne sich zu besinnen, antwortete er: „Der Primus kann den Satz nicht bilden, geschweige denn, daß der Sekundus ihn bilden könnte.“

Der Lehrer sah den Schüler zuerst sprachlos an, dann klopfte er ihn auf die Schulter und lachte, und die ganze Klasse lachte mit. Am Ende des Schuljahres wurde Löb als Primus in die Obersekunda versetzt. Da trat in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen eine Wandlung ein. Von seinem Wunsche, Astronom zu werden, war er abgekommen. Es stellte sich bei ihm ein reges Interesse für die Sprachwissenschaft ein. Da er sich mit Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Deutsch, Polnisch, Jiddisch und Hebräisch beschäftigte, regte ihn die Wißbegierde zu vergleichenden Sprachstudien an. Das war allerdings, abseits der wissenschaftlichen Welt, in dem engbegrenzten Gebiete einer abgelegenen Provinzialstadt, ein für einen armen Sekundaner kaum zu

bewältigendes Unternehmen. Aber Löb bewies, daß Fleiß und Ausdauer Berge zu versetzen vermögen. Ein glücklicher Umstand, den er auszunützen verstand, kam ihm dabei ein wenig zu Hilfe.

In einer Gasse hatte ein kleiner jüdischer Buchhändler einen winzigen Laden. Er war mit einem Haufen von Bänden, Schriften, Broschüren in ungeordnetem Durcheinander gefüllt. Der Inhaber konnte sich in seinem Bücherbestande, den er, weiß Gott woher, zusammengebracht hatte, wohl kaum selbst zurechtfinden. Löb war dieses Chaos ein Paradies. Wenn es die Zeit ihm irgend erlaubte, stöberte er in diesen verstaubten Herrlichkeiten herum. Dabei kam ihm einmal eine sprachwissenschaftliche Abhandlung in italienischer Sprache in die Hände. Er erwarb die Schrift, denn er glaubte, daß er sie mit Hilfe seiner lateinischen und französischen Kenntnisse verstehen würde, doch er sah sich darin getäuscht. Als er aber etwas später unter den Buchbeständen ein italienisch-deutsches Lexikon entdeckte, beschloß er, italienisch zu lernen und die bevorstehenden großen Ferien dazu zu verwenden. In den stillen, einsamen, schattigen Garten hinter dem alten früheren Kloster pilgerte er nun jeden Morgen während der Ferien hinaus, beladen mit den lieben Büchern und seinem kärglichen Essen. Dort blieb er bis zum Abend. Am Ende der Ferien beherrschte er die Sprache vollkommen. —

Aber dabei blieb er nicht stehen, es trieb ihn immer weiter im Lernen fremder Sprachen.

In der Stadt verbreitete sich das Gerücht, daß der Bocher sämtliche Sprachen der Erde verstünde. Man wünschte einmal von ihm eine chinesische Übersetzung. Da mußte er aber erklären, daß er Chinesisch leider nicht verstehe. Das wollte man ihm nicht glauben und meinte, er ziere sich nur. So war der polnische Bocher damals als Gymnasiast schon eine kleine Berühmtheit geworden.

Trotz der gewaltigen Arbeitslast, die Løb auf sich genommen hatte, — er mußte, um sich durchzuschlagen, ja auch immer noch Privatstunden erteilen — fand er doch noch Zeit genug zu harmloser Geselligkeit in den Familien seiner Gönner Michel Samuel und Dr. Falk, und mit Adolph, Mirjam und deren Freunden und Freundinnen. Ja, er nahm sogar an einem Tanzzirkel teil, der im Hause von Adolphs Eltern abgehalten wurde. Adolph hatte die Aufgabe gehabt, zehn Herren und ebenso viele Damen hierfür zu gewinnen, da der Tanzlehrer, der zu dem Unterricht eigens von seinem nicht allzu nahen Wohnort nach dem Städtchen kommen mußte, eine Mindestbeteiligung von zwanzig Personen vorschrieb. Die zehn jungen Mädchen waren schnell gesichert, aber mit Mühe hatte Adolph vorläufig nur neun junge Herren zusammengebracht, darunter den Kommiss des Eisenhändlers mit seinen Frostbeulenhänden

und den Buchhalter der Bierbrauerei mit den fürchterlichen X-Beinen und Plattfüßen.

Nun trat er noch an seinen Freund Löb heran, indem er ihm mit beweglichen Worten auseinandersetzte, daß er der noch fehlende zehnte Teilnehmer sein müßte. Im ersten Augenblick war es Löb so, als ob man ihn aufgefordert hätte, er solle Seiltänzer werden, aber dann kam ihm die Erinnerung an die klägliche Rolle, die er damals beim Tanze auf der Majufka gespielt hatte, und so entschloß er sich, zuzusagen. Dabei bemerkte er mit Humor: „Zum Minjenmann¹⁾ bin ich nach meinem ganzen Vorleben ja wohl recht gut geeignet.“

Die Tanzstunden sollten alle vierzehn Tage an einem Sonntag stattfinden. Der ersten sah Löb mit freudiger Erwartung entgegen, da ja natürlich auch Mirjam an dem Zirkel teilnahm. Aber Löb mußte Geduld haben. Der Tanzlehrer hatte keine Eile mit dem gemeinsamen Tanzen. In der ersten Zeit wurden die Damen und die Herren in getrennten Kursen vorgenommen. Der Unterricht begann mit einzelnen Tanzschritten, zereemoniellen Verbeugungen und sonstigen sogenannten Anstandsregeln. Erst später wurde die Polonäse, der Walzer, die Polka, der Rheinländer, der Contredanse und die Quadrille gelehrt und gemeinsam getanzt. Der Schrecken aller jungen

¹⁾ Minjen: Vorgeschriebene Mindestanzahl von zehn männlichen Personen zur Abhaltung eines Gottesdienstes.

Mädchen und ihrer Füße war der ungeschickte Brauerei-Buchhalter. Löb zog sich mit ziemlichem Anstand aus der Affäre und war selig, wenn er Mirjam im Arme halten konnte. Dann nahm der Tanz seine Gedanken viel mehr in Anspruch als alle seine Sprachstudien.

Der Kursus schloß mit einem eleganten Ball, eingeleitet durch eine Polonäse, die der Tanzlehrer mit würdevollsten Schritten, an seiner Seite die schöne Frau Esther Samuel, anführte. Bei dem unausbleiblichen „Changez les dames“ zitterten alle Tänzerinnen, an den Arm des Buchhalters zu gelangen, der später bei der „Double chaine“ des Contres und bei dem dabei unausbleiblichen gefürchteten „Tournez“ das Ganze in die heillosste Verwirrung brachte. Löb ließ natürlich in hohen Glücksgefühlen keinen Tanz vorübergehen, ohne Mirjam zu engagieren, und sein Herz pochte heftig, als bei der Damenwahl das schöne Mädchen auf ihn zuschritt, um ihn zum Tanze aufzufordern. Nun wußte er, daß er bei der nächsten Majufka nicht wieder einsam am Waldesrande in die Sterne starren würde. Der Stern, der ihm dann strahlte, würde sich in ihm näheren Bahnen bewegen.

Nach diesem für Löb bedeutungsvollen gesellschaftlichen Ereignis trat bald ein zweites ein, das auf mehr geistigem Gebiete lag. Löb hatte bisher noch nie ein Theaterstück gesehen. Eine ständige Bühne gab es außer in den beiden Re-

gierungshauptstädten in den andern Städten der Provinz nicht. In diesen veranstalteten nur hin und wieder herumziehende Schauspielergesellschaften vorübergehende Gastaufführungen. Mit Begeisterung erfuhr man aus den an Häusern und Zäunen angeklebten roten oder grünen Plakaten und aus dem einmal wöchentlich erscheinenden Zeitungsblättchen von dem Eintreffen einer Theatergesellschaft. Das zu erwartende Ereignis bildete in den Kreisen der Stadthonoratioren für die nächste Zeit das Tagesgespräch. Man war auf das Repertoire und die Qualitäten der Schauspieler und Schauspielerinnen nicht wenig gespannt. Die Vorbereitungen und das ganze Arrangement lag in den Händen des Zeitungsverlegers, dem wie bisher immer auch diesmal wieder Frau Doris Kirsch zur Seite stand, die zunächst für die Unterbringung der Truppe zu sorgen hatte. Das war keine kleine Aufgabe, denn die besseren Familien dachten nicht daran, die Schauspieler und gar etwa die Schauspielerinnen bei sich aufzunehmen. So gerne man sie auf der Bühne sah, mit diesem „fahrenden Volke“, mit diesen abenteuerlustigen, leichtfertigen Leuten, die keinen ordentlichen bürgerlichen Beruf ergriffen hatten, mochte man um keinen Preis in persönliche Berührung kommen. Warum waren diese Männer nicht Kaufleute, Landwirte oder ehrsame Handwerker geworden? Und gar die Schauspielerinnen! Pfui! Kein weiteres Wort über sie! Die

Schauspielkunst schien ein verfehelter Beruf. Ja, Frau Doris Kirsch hatte es schwer, die zahlreichen Zimmerchen, die doch einigermaßen nett und sauber sein sollten, bei anständigen Leuten zu mieten. Aber es war ihr schon manches Jahr gelungen, und so würde es wohl auch diesmal möglich sein.

Indessen war das nicht die einzige Tätigkeit der rührigen Frau; sie hatte auch die notwendigen Requisiten zu beschaffen. Für den zweiten Akt der diesmaligen Eröffnungsvorstellung war ein Telegraphenbüro einzurichten. Tische, Stühle und Schränke zu besorgen, war eine Kleinigkeit. Doch woher die Telegraphenapparate nehmen? Frau Doris versuchte es zuerst bei dem Postdirektor. Da kam sie aber schön an. Einmal war das staatliche Inventar für solchen „blödsinnigen Zweck“ nicht verfügbar, und außerdem waren die Apparate ja auf den Tischen fest montiert. Ratlos irrte die Frau umher. Vielleicht bei dem Trödler im Keller? Bei ihm fand sie nur einen alten schäbigen Uniformrock, der einmal bei einem schneidigen Infanterie-Unteroffizier ein glänzendes Dasein geführt haben mochte. Nach ihrem „sachverständigen“ Urteil konnte er dem Schauspieler als Dienstrock in der Rolle eines Telegraphen-Sekretärs recht gut anstehen. Telegraphenapparate oder was auch nur mit ihnen eine entfernte Ähnlichkeit hatte, fanden sich aber leider nicht vor. Die Sorgenvolle fragte jeden,

der ihr in den Weg kam, nach einem Telegraphenapparat. Man mochte sie für verrückt halten oder einen schlechten Scherz vermuten. Doch Frau Kirsch ließ sich nicht abschrecken. Es war ihr früher schon einmal gelungen, einen feuer-speienden Berg für das Theater herbeizuschaffen. Lächerlich! da würde sie doch einen kleinen Telegraphenapparat auftreiben können! Und richtig, es gelang ihr auch. Und zwar durch die geniale Idee des Kommiss aus dem Eisenwarengeschäft. Die runde, in den Haushaltungen gebrauchte Küchenwage konnte, wenn man die Vorderseite mit dem Zifferblatt und dem Zeiger nach hinten drehte, sodaß sie dem Auge des Zuschauers entzogen war, sehr wohl das runde Rad eines Telegraphenapparats vortäuschen. Noch fehlte aber der kleine federnde Drücker, durch den die Morsezeichen gegeben wurden. Doch auch da wußte der Kommiss Rat. Der herunterdrückbare und dabei ein dem betreffenden Telegraphenzubehörteil durchaus ähnliches Ticken verursachende Trockenstempel seiner Firma würde selbst einen im Zuschauerraum sitzenden Telegraphenbeamten irritieren müssen. „Gott sei Dank“, atmete Frau Kirsch auf. — Das Telegraphenbüro war komplett.

So schleppte die Findige mit erstaunlichem Spürsinn und Fleiß die verschiedenartigsten Requisiten zusammen und ermöglichte dadurch den Aufbau eines dem anspruchslosen Geschmacke des nicht verwöhnten Kleinstädters durchaus genügenden Bühnenbildes.

Nur einmal versagte selbst diese Meisterin. Das war bei der Aufführung von Calderon de la Barcas' „Das Leben, ein Traum“. Für die prunkvolle Szene, in der eine Schar von spanischen Hofdamen und Granden aufzutreten hatte, stand dem Regisseur natürlich nicht ausreichendes eigenes Personal zur Verfügung, denn vielfach mußte er sogar mehrere Hauptrollen durch ein und denselben Künstler besetzen. Da sollte nun Frau Kirsch für die notwendigen Statisten sorgen, die glücklicher Weise kein Wort zu sprechen brauchten und nur eine wirkungsvolle spanische Grandezza zur Schau zu tragen hatten. Einige gut entwickelte Jungen und Mädchen aus der jüdischen Elementarschule schienen ihr dazu geeignet, auch der ellenlange Fleischergeselle Salme mit den ausgetretenen Füßen würde, ihrer Meinung nach, einen Don Alonso würdig repräsentieren können. Die Personalfrage war also gelöst. Nur die Kostümierung stieß noch auf Schwierigkeiten. Wo sollte die Unglückselige die spanischen antiken Trachten ausfindig machen? Das schien ein Ding der Unmöglichkeit. Aber die Vorstellung war bereits angekündigt, der Direktor wollte sie unter keinen Umständen vom Spielplan absetzen. Die Garderobiere durfte nicht versagen. Sie fand endlich im Keller des Trödlers eine alte preussische Dragoneruniform und ein einst sehr elegantes Damenkleid. Mehr einigermaßen Geeignetes war absolut nicht aufzutreiben, und der mit-

leidige Regisseur erklärte sich auf die beweglichen Bitten von Frau Doris schweren Herzens dazu bereit, den großen Auftritt durch nur eine Hofdame und einen Granden repräsentieren zu lassen.

Fleischer Salme erregte bei der Aufführung in seiner Dragoneruniform weder Sensation noch Widerspruch, als mancher im Publikum aber bei Donna Leoncia ein einst vielbewundertes Gesellschaftskleid der schönen Frau Esther Samuel wiedererkannte, wurden doch Bedenken laut, ob die Mode im siebzehnten Jahrhundert in Spanien sich so wenig von der im neunzehnten Jahrhundert in der Provinz Posen unterschied.

Bei aller dekorativen Unzulänglichkeit war die Wiedergabe der Stücke übrigens meist ganz passabel. Unter den Schauspielern war manches Talent, das bei einer solchen Wandertruppe seine Laufbahn begann, um sie schließlich an einem Stadt- oder gar Hoftheater zu beenden. So waren diese Vorstellungen für Löß ein großes Ereignis, das ihm, dem auf dem Gebiete des Theaters ganz Naiven, die Werke der Modernen, aber auch der deutschen und fremdländischen Klassiker zum ersten Mal erschloß. Auch für Adolph Samuel und seine Freunde waren die Theatervorstellungen etwas Neues, denn bei der vorigen Anwesenheit der Truppe hatten die Eltern ihnen den Besuch des Theaters noch nicht erlaubt. Jetzt ging der Jugend eine neue Welt auf. Ein künstlerisches

Streben wurde in ihr wach. Man bildete schnell einen Lesezirkel, in dem die Freunde und Freundinnen Theaterstücke mit verteilten Rollen lasen. Doch damit nicht genug: man plante eigne Auführungen. Mit Theodor Körners „Vetter aus Bremen“ begannen sie und endeten bei Goethes „Faust“. Löb spielte den Faust, das Gretchen Mirjam, während Adolph den Mephisto verkörperte. So befruchtend hatte auf die kunsthungrigen Gemüter der Jugend das Wandertheater gewirkt. Es war trotz der szenischen Mängel ein wichtiger Kulturfaktor für die östlichen Kleinstädte.

Neben den künstlerischen Bestrebungen spielte bei den Jungen und Mädels im Winter das Schlittschuhlaufen, im Sommer das Wandern eine große Rolle. Adolph und Löb waren unzertrennliche Wandergenossen. Regelmäßig am Sonntag machten sie sich in früher Morgenstunde auf den Weg. Heute ging es hinaus auf das etwa zwei Meilen entfernte kleine Landgut Michel Samuels. Er hatte es ursprünglich nicht aus landwirtschaftlicher Neigung, sondern aus praktischer Berechnung erworben. Es war für ihn auf dem Grundstück eine Hypothek eingetragen, die bei einer notwendig gewordenen Subhastation nicht überboten wurde. In intensiver Bewirtschaftung hoffte Michel Samuel das devastierte Gut zu einem Wertstück zu machen und so sein Kapital zu retten.

Mit dem Zwange aber erwachte auch allmählich die Liebe zur Landwirtschaft.

Von allem Besitztum des Vaters, seinen Häusern, seinen Speichern und Remisen war in den Augen von Adolph doch nichts so schön und wertvoll wie die herrlichen Felder, die Viehställe und Scheunen, die duftenden grünen Wiesen, die schattigen Alleen, die zum Walde und zum See führten.

Hei, wie schön, daß heute wieder Sonntag war. Die Schularbeiten waren vorher restlos bewältigt. Nun durfte man seelenvergnügt schon so rechtzeitig beim Morgengrauen hinauswandern, daß man sich an dem für den Städter so seltenen Schauspiel des Sonnenaufgangs berauschen konnte. Noch dämmerte es. Dampfender Hauch lag über den schlummernden Feldern. An den Halmen glänzten perlengleich kleine Tautropfen. Vögelchen, eben erwacht, lugten neugierig aus ihren kleinen runden Nestern. Vom Walde her erklang der erste Ruf des Kuckucks. Es kreisten die Nebel, glütrot hob sich im Osten die Sonne: der neue Tag war geboren.

Adolph und Löb schritten rüstig aus mit umgeschnallten Ränzeln, den Wanderstab in der Hand, Marschlieder singend wie echte, rechte Wanderburschen. Drei polnische Gutshöfe hatten sie zu passieren, der letzte einem reichen Grafen gehörend, hatte einen herrlichen Park, von dem nur ein kleiner Teil unmittelbar am Schlosse durch ein Gitter abgeschlossen war. Sonst war

er von der Landstraße frei zu betreten. Die Fensterläden waren geschlossen; diese polnischen Magnaten zogen es vor, trotz der Herrlichkeit ihres heimischen Besitzes den größten Teil des Jahres üppig schwelgend in Paris zu verbringen.

Die jungen Burschen betraten den Park, wo sie unter den grünbedachten weitausladenden Ästen eines alten Eichbaums die erste kurze Rast hielten. Ein Jubelchor von Singvögeln aller Art schmetterte ihnen entgegen. — O, wie mundeten in Gottes freier Natur die von Hause mitgebrachten Herrlichkeiten!

Adolph, der seit einiger Zeit des öfteren seinen Stimmungen und Gefühlen durch kleine, meist ganz gut gelungene Verse Ausdruck gab, kramte Bleistift und Papier hervor und schrieb nieder:

Das Ränzel auf!
Hier unter dem Baum will ich rasten,
Das Ränzel muß man entlasten — — —
Hab' Dank, du Baum,
Mit deinem schatt'gen Gefieder,
Auf dem Heimweg seh'n wir uns wieder.

Löb fand das Gedicht nicht gut. „Willst Du etwa ein zweiter Kossarski werden, Adolph?“ Der aber schien diese etwas bissige Kritik überhört zu haben und mahnte zum Aufbruch, denn noch eine gute Stunde Wegs lag vor ihnen.

Sie waren bisher, ohne daß sie dessen gewahr wurden, allmählich immer etwas angestiegen und

befanden sich jetzt auf der Höhe einer Hügelkette. Vor ihnen breitete sich, in Sonne gebadet, ein weites liebliches Tal aus. Ein schmaler Bach schlängelte sich durch blumige Auen, in deren holzumzäunten Koppeln schwarz- und rotgefleckte Viehherden, Kühe mit an den Eutern saugenden Kälbchen, Pferde mit den übermütig hüpfenden, langbeinigen jungen Füllen grasten. Über die breite Fläche einzeln verteilt, lugten zwischen den Bäumen zahlreiche kleine Gehöfte, meist mit hohen, durch das Alter geschwärzten Strohdächern, seltener mit roten Ziegeln gedeckt, hervor. Alles überragte hoch der schlanke Turm einer aus Backsteinen erbauten Kirche. „Welch ein wundervolles Bild!“ rief Löb entzückt aus, „ach! könnte ich malen, um es für mich festzuhalten. Das ist ja, als ob man in einem andern Lande wäre! Es hat einen ganz andern Charakter als ich je gesehen.“

„Es ist kein fremdes Land,“ erklärte Adolph, „es ist eine alte Siedelung von schwäbischen Bauern, die sich vor langer Zeit hier niedergelassen haben und wie auf einer Insel inmitten der sie umgebenden polnischen Bevölkerung ihre Eigenart bewahrt haben.“

„Es ist schön,“ sprach Löb nachdenklich, „wenn Kinder und Enkel die Tradition ihrer Vorfahren in ununterbrochener Kette fortführen können. Ich gehöre leider nicht zu den Glücklichen, ich muß mein Vaterhaus zertrümmern, um

selber eine neue Welt für mich zu errichten. Aber mich erfüllt Hoffnung. Deutschland ist schön.“

Während Löb in tiefem Sinnen hinabschaute, regte sich in Adolph wieder der Dichter, und nach einer kleinen Weile konnte er seinem Freunde vorlesen:

S o m m e r m o r g e n .

Es wiegt sich in seinen Wipfeln der Wald,
Da unten bin ich am Ziele bald,
Dort leuchten der Sonne Strahlen.
Die Vöglein trillern den Morgensang,
Ein Reh blickt furchtsam am Waldeshang,
Es reget sich rings in den Talen.
Ich fühle des Glückes Wonnen nur
In linden Armen von Mutter Natur,
Fern sind mir des Lebens Qualen.

„Da unten bin ich am Ziele bald,“ wies Adolph mit der Hand hin, „dort, hinter den hohen Pappelbäumen beginnt meines Vaters Acker. Wir wollen jetzt auf dem kürzesten Wege ohne Unterbrechung weiter.“

Ein schmaler Fußfad führte von der in mancherlei Windungen sich hinziehenden Landstraße abzweigend, direkt auf Michel Samuels Wirtschaft hin, wodurch ein erhebliches Stück Weges abgeschnitten wurde. Zwischen einer auf beiden Seiten emporstrebenden, von leichten Winden bewegten Wand goldgelber Getreidehalme mit den langen gefüllten Ähren, die den reichen Körnersegen des Jahres in ihren Blütenständen ver-

steckt bahren, schritten die Jungen dahin, doch nicht, ohne vom Rande hie und da eine blaue Kornblume, einen Stengel roten Mohns oder eine andere bescheidene Feldblume zu pflücken und zu einem Strauße zu binden. Ihn wollte der Sohn des Gutsbesizers als vollendeter kleiner Kavaliere der jungen blonden Inspektorsfrau zum Grube überreichen.

Trotz der mehrstündigen Wanderung und der Ruhepausen war es noch früh am Tage. Die Inspektorsfamilie saß erst beim Morgenkaffee in der kleinen weinumrankten Gartenlaube. Heute war ja Sonntag, ein beschaulicher Feiertag. Heute drängte die Arbeit nicht so wie an den Wochentagen, wo sie den Landleuten keine Minute Ruhe ließ. Heute konnte der Inspektor bei schmauchender Tabakspfeife auch mal gemütlich die Zeitung lesen und mit der Gattin ein wenig harmlos und heiter plaudern.

Mit herzlicher Gastfreundschaft wurden den Ankömmlingen die frisch gefüllten Tassen dampfenden Kaffees und die dick mit Butter gestrichenen umfangreichen Scheiben selbstgebackenen Landbrot gereicht. O, wie schmeckte das hier draußen nach der langen Wanderung! Mit dieser Köstlichkeit konnten selbst die aus den erlesensten Zutaten hergestellten Torten des Konditors nicht annähernd in Wettbewerb treten.

„Nun, Jungens,“ erhob sich nach der Mahlzeit der Inspektor, „zuerst müßt Ihr mal mit mir in

den Schweinestall kommen und die Sau mit den vor wenigen Tagen geworfenen zehn Ferkeln bestaunen.“

Das war die augenblickliche Sensation des Dorfes, und man konnte es dem passionierten Landwirt und Züchter wohl nachfühlen, daß er den Gästen als erstes dieses erhebende Schauspiel bieten wollte. Für Adolph und Löb hatten grade diese unreinen, zwar mit gespaltenen Klauen versehenen, aber nicht wiederkäuenden Tiere die wenigste Sympathie. Sie gaben ihr Mißbehagen aber natürlich nicht zu erkennen. Der Anblick der kleinen, an ihrer Mutter Brust saugenden Tierchen war übrigens garnicht so abstoßend, wie sie vermuteten, und Löb verstieg sich sogar zu der Betrachtung, ob der Gesetzgeber in der Urzeit den Genuß dieses Fleisches wohl auch dann verboten hätte, wenn er das trichinenentdeckende Mikroskop bereits gekannt hätte. Sehen und dabei denken, war bei der ausgesprochenen Gelehrtennatur dieses Jungen miteinander ja immer untrennbar verbunden. Adolph, die poetische Natur, beherrschten hier zwar auch Gedanken, aber ganz anderer Art. Er dachte weniger an die Schweine als mit spannender Erwartung an die Pferde. Wenn ihm der Inspektor doch ein Pferd satteln lassen würde! Hei, wie wollte er zwischen den Feldern in den Wald traben. Mochte es ein Ackergaul sein, er würde sich ihn als Hippogryph vorstellen und auf ihm reitend, entständen ihm

sicherlich Gedichte. Doch was sollte Löb inzwischen beginnen? Er hatte noch nie auf einem Reittier gesessen. Würde er etwa auch hier draußen „lernen“ wollen? Ja, er sollte etwas kennen lernen, etwas Außergewöhnliches, etwas, das vielleicht einen bestimmenden Einfluß auf sein späteres Leben haben konnte. Etwas für Adolph Fürchterliches, wofür er jede Verantwortung zurückweisen mußte. Löb war im Begriff, eine schwere Sünde zu begehen. Adolph warnte, bat, bettelte. Früher war es ihm einmal gelungen, den Freund davon zurückzuhalten. Damals hatte Löb nachgegeben. Heute konnte er sich nicht überwinden.

Die Kirchenglocken sangen hell über das feiernde Land, über die Felder und Wiesen, fanden ihren Weg zu den Herzen der Bauern und Bäuerinnen. Im Sonntagsstaat kamen die Frommen aus den kleinen Häusern, kamen von rechts aus den Waldwegen, von den Hügeln hinab, ruderten herüber von jenseits des Sees. Alle, alle gebräunte Männer, blühende Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Greise und sogar Gebrechliche. Nach sechs Tagen schwerer Arbeit des Körpers suchten sie den Ort auf, der ihrer Seele Erhebung spendete. Manche lockte vielleicht auch nur der rein musikalische Genuß, den sie vom Orgelspiel und den Darbietungen des Kirchenchors erwarten konnten. Auch der Inspektor und seine Frau waren bereit. Löb schloß sich ihnen an.

Adolph stand an dem gesattelten Pferd, verfolgte mit bangen Blicken seinen Freund. Der entfernte sich langsam mehr und mehr von ihm. Schon erstieg er die ersten Stufen zum Eingang der Kirche. Jetzt stand er schon vor der Kirchentür. Jetzt — jetzt — jetzt war es geschehen, Löb hatte die Kirche betreten.

Adolph führte sein Tier am Halfter zurück in den Stall. Befestigte es an der Krippe. Schlich sich zu der kleinen Laube im Garten, betrübt und enttäuscht über seinen Freund.

V.

Familie Samuel hatte beschlossen, den schönen Sommertag zu benutzen, um wieder einmal den Sonntag nachmittag draußen auf ihrem Gute zu verleben. In dem eleganten Landauer hatten im Fond Frau Esther Samuel und Frau Dr. Falk, Mirjam auf dem Rücksitz Platz genommen. Michel Samuel saß auf dem erhöhten Kutscherbock, die Zügel selbst führend, der Kutscher links von ihm etwas tiefer. Die vorgespannten Pferde waren nicht ausschließlich Luxusrosse, sie mußten die ganze Arbeitswoche hindurch an den mit gefüllten Getreidesäcken und Wollenballen beladenen Rollwagen schwer ziehen. Frau Samuel dachte bei ihrer Anregung zu den sonntäglichen Spazierfahrten weniger an sich und ihre Angehörigen, als an die „armen Pferde“, denen sie in naiver Auffassung gern „ein Vergnügen“ gönnen wollte. Sie sollten auch einmal nicht arbeiten, sondern „spazierenfahren“. Vielleicht empfanden die Tiere bei der geringen Last, die sie hierbei zu überwinden hatten, wirklich eine Entspannung,

und ein Hochgefühl mochte sie erfüllen, so schönen Frauen zu dienen. Denn munter wiehernd, trabten die Braunen stolz mit erhobenen Köpfen und neugierig gehobenen Nüstern in den sonnigen Tag hinaus. Die Peitsche brauchte Michel Samuel nicht in die Hand zu nehmen, und wenn die Gangart des einen Pferdes wirklich einmal ein wenig zurückblieb, reichte ein leises Schnalzen seiner Zunge oder höchstens ein leichtes Aufschlagen der Leine auf den Rücken aus, um den etwas Säumigen wieder in die gleiche Richtung mit seinem flotteren Gefährten zu bringen.

Nach einem Stündchen rollte die Equipage durch das weitgeöffnete Tor in das Gehöft, freudig begrüßt von dem Gebell der mit Ketten an die kleinen Holzbuden angeschlossenen Hofhunde Caro, Cetra, Phylax und Jaques. Sie witterten hohen Besuch aus dem fremdartigen feinen Duft, der den Kleidern der vornehmen städtischen Damen entstieg. Auch das Storchenpaar ließ es sich nicht nehmen, von seiner runden Wohnung hoch oben auf der Spitze des Scheunendachs den Gästen einen Willkommensgruß mit den langen roten Schnäbeln herabzuklappern.

Eben war der Gottesdienst beendet. Einen Teil der Besucher lockte noch das schattige Gärtchen des nahen Dorfkruges zu kurzer Einkehr, andere füllten, ehe sie heimgingen, den weiten Platz vor der Kirche, um Freunde und Bekannte zu begrüßen und vor dem Abschied noch ein wenig

mit ihnen zu plaudern und zu klatschen. Traurige und Sorgenvolle besuchten auf dem kleinen Kirchhof die Gräber, um auf den anspruchslosen Kreuzen und Gedenktafeln mit den Namen und Geburts- und Sterbetagen ihrer Lieben wehmütige Blicke der Erinnerung ruhen zu lassen und in inbrünstigem Gebet Trost und Aufrichtung zu suchen. Die Inspektorfamilie und Löb hielten sich nicht auf. Sie hatten die Samuelsche Equipage erkannt, man wollte die Gäste begrüßen. Adolph fehlte. Erstaunt und besorgt sah man sich nach ihm um. Der Inspektor besann sich, daß er für den Jungen ein Pferd hatte satteln lassen. Man lugte hinaus auf die Wege, auf die Wiesen. Nichts war von ihm zu erblicken. Es würde ihm doch kein Unglück zugestoßen sein?! Das Pferd war ja nicht wild, es war ein ruhiger, frommer Ackergaul. Die Inspektorin suchte den Garten, das ganze Haus ab. Nichts.

Da entschloß sich der Inspektor, alle Wege und Stege, auch die der Nachbargüter und Dörfer, im Galopp abzureiten. Er eilte in den Stall, um sein Reitpferd zu satteln und aufzuzäumen. Aber was war das? Adolphs Ackergaul stand ruhig an der Krippe mit unbestaubten Hufen, ohne eine Spur von Erhitzung, ein Beweis, daß die Ruhe des Tieres nicht unterbrochen war. Es konnte das Gehöft nicht verlassen haben. Nun war das Rätsel um so größer. —

Da — als die allgemeine Unruhe aufs höchste gestiegen war, erblickte man den Vermißten auf dem Wege von der Försterei her dem Gehöfte zustreben.

Adolph hatte sich in seiner bedrückten Stimmung in die Einsamkeit des Waldes geflüchtet. Hier wollte er ganz allein mit sich unter den Wipfeln der zum Himmel ragenden Bäume über seinen Freund nachdenken. Ihm, dem Barmizwah, der angesichts der heiligen Thora vor der versammelten ganzen Gemeinde das feierliche Bekenntnis abgelegt hatte, dem Glauben seiner Väter treu zu bleiben, tat der Gedanke weh, daß sein Freund in einer Kirche gebetet hatte. Sein Vertrauen zu Löb schwand, war er nicht in Gefahr, abtrünnig zu werden? Auch der Vater würde sich vielleicht von ihm abwenden und ihm das Stipendium entziehen. Was sollte dann aus seinen Gymnasialstudien werden! Wie sollte er sich bis zum Abiturium durchschlagen? Das wollte er alles noch heute, gleich, mit dem Bocher besprechen. Offen und ehrlich, ohne Winkelzüge.

Sie setzten sich in die kleine Laube. Löb bekannte harmlos, daß er ja garnicht in die Kirche gegangen sei, um zu beten, sondern lediglich aus schon lange in ihm schlummernder Wißbegierde. Er bedürfe überhaupt keines besonderen Raumes und keiner festgesetzten Zeit, um sich in Andacht dem Schöpfer zu nahen. Wo Gott weilt, überall, im Walde, auf dem Felde, unter Bäumen und Blu-

men, auf dem Berge und im Tal, seien ja seine heiligen Tempel errichtet.

„Ich bin fähig und in steter Bereitschaft, wo es auch ist, dem Allgütigen zu danken und mich vor ihm in Demut zu bücken und zu beugen,“ kam es mit heiligem Ernste aus des Bochers Munde.

„Bist Du durch den heutigen Kirchenbesuch nicht treulos geworden, Löb?“

„Ich bin nicht bekehrt worden. Weder die Predigt noch das Ritual haben auf mich einen besonderen Eindruck gemacht, nur die feierlichen Klänge der Orgel erschütterten mich tief. Man sollte sie zur Erhöhung einer andächtigen, weihvollen Stimmung auch in den Synagogen einführen. Vielleicht hat man dies in den großen, reichen Gemeinden auch schon in Erwägung gezogen, ich weiß es nicht. Ich war ja noch nie in einer großen Stadt, und gelesen habe ich nichts darüber.“

Adolph fühlte, daß ein Jude zu ihm sprach, vielleicht ein aufgeklärter, aber doch ein guter Jude. Seine bisherige stürmische Erregung ebte ab. Die Freunde blickten sich wieder vertrauensvoll in die Augen und drückten sich versöhnt die Hände. Sie konnten sich jetzt heiter den Erwachsenen anschließen, die voller Interesse unter der sachverständigen Führung des Inspektors auf einem Rundgang durch die gesamten Wirtschaftsgebäude begriffen waren. Mit der Kapitalsau und ihren

zehn Jungen wurde natürlich wieder der Anfang gemacht. Dann ging es in die Pferdeställe, wo in langer Reihe Schimmel, Rappen, Falben, Bräunchen und Fuchse an raschelnden Ketten stampfend und prustend sich aus den über den Krippen angebrachten hölzernen Rechen das frische saftige Grünfutter, gemischt aus Klee und Seradellapflanzen, wohlschmecken ließen. Im Stalle der Kühe und Rinder lagen die Insassen auf ihren zur Feier des Sonntags frisch aufgeschütteten Strohlagern in wohliger Ruhe die letzte Mahlzeit wiederkäuend, nachdem sie von dem einen nach dem andern Magen hinübergeleitet und glucksend emporgestiegen war. Bei aller Sauberkeit der Zwischengänge hatten die Damen hier doch etwas Mühe, ihre hellen Sommerkleider ganz unbefleckt zu erhalten, und vorsorglich rafften sie sie daher ziemlich hoch über die Knöchel zusammen, sodaß das, was hierbei sichtbar wurde, die Augen eines grauen, langhornigen, feisten Stieres auf sich zog, der dabei mit einem tiefen M—u—uh seiner Befriedigung über den interessanten Anblick Ausdruck gab. Von den Betroffenen wurde der Vorgang aber nicht bemerkt, sie gingen ungeniert weiter und gelangten in die ausgedehnten Schafställe, dann zu den Hühnern und Tauben und schließlich zu den niedlichen Kaninchen, womit für diesmal die Besichtigung ein Ende fand. Denn die Zeit zu dem der gastlichen Förstersfamilie angekündigten Kaffeebesuch war herangerückt. Dies-

mal hatte die Frau Försterin nicht wie sonst auf der Veranda die Tafel gedeckt. Sie hatte sich etwas größere Umstände gemacht, indem sie Tische und Stühle in das Innere des Waldes tragen ließ, um die lieben Gäste ganz zwischen grünen duftenden Zweigen üppigen Unterholzes gastlich zu bewirten. Entzückt saßen die Städter in diesem herrlichen Naturgarten von unendlicher Ausdehnung, die Frauen und Kinder in harmlosem Geplauder, der Förster und Michel Samuel aber in ernsterer Unterhaltung. Der Förster, ein durchaus gebildeter, intelligenter Mann und, wie der freundschaftliche Verkehr mit seinen Gästen bewies, frei von jeder Voreingenommenheit, richtete an Michel Samuel die Frage, warum sich die Juden von jeher von der Landwirtschaft fast ganz fern gehalten hätten. Der wohlunterrichtete Gelehrte war sich bewußt, daß die Beantwortung ein Thema für einen umfangreichen Vortrag sei. Aber Ort und Umstände schienen ihm zu einem solchen nicht recht geeignet. Er beschränkte sich daher auf eine möglichst kurze Erklärung. Der Förster sei im Irrtum. Die Juden, das alte Volk in Palästina, sei ein ausgesprochen ackerbau- und viehzuchttreibendes gewesen. Gebietet doch das jüdische Gesetz, erst einen Weingarten zu pflanzen, sein Feld zu bestellen, ein Haus zu bauen und dann erst zu heiraten. So waren die Juden Landleute. Dann, in alle vier Richtungen der Erde verschlagen, waren sie, wo immer sich nur die po-

litische Möglichkeit bot, trotz größter Vorurteile und Schwierigkeiten, Gutsbesitzer und Bauern geworden. In Polen, Rußland, Bessarabien, Ungarn, in der Bukowina seien sie überall erfolgreich anzutreffen. Aber auch in Deutschland, in Bayern, Württemberg, Hessen gäbe es zahlreiche jüdische, kleinbäuerliche Ackerwirte. In der Provinz Posen freilich könne der Förster eher zu seiner Ansicht gekommen sein, aber auch hier seien jüdische Landwirte mehr, als er wohl annehme, vorhanden. Es gäbe solche z. B. bei Ostrowo, Rakwitz, Buk und in vielen andern Bezirken. In Zerkow gebe es einen Tabaksplanteur, in Fordon einen Hopfengärtner.

„Mein lieber Förster, die Juden trieb jederzeit die Sehnsucht zu der Landarbeit und zur Scholle. Ihre andersgläubige und vorurteilsvolle Umgebung machte ihnen ihr Streben leider immer nur unnötig schwer.“

Gespannt und interessiert hörte der Förster zu. Was ihm der jüdische Landwirt auseinandersetzte, war ihm ganz neu. „Dann sind Sie, mein verehrter Herr Samuel, doch kein weißer Rabe, wie ich bisher annahm. Ich danke Ihnen für Ihre Belehrungen. Übrigens muß ich Ihnen ein Kompliment machen: Sie haben in der kurzen Zeit, in der Sie Ihr Kirschgrund bewirtschaften, es auf einen kolossalen Kulturzustand gebracht.“

„Ich habe einen tüchtigen Inspektor.“

„Keine Bescheidenheit; ich weiß, daß Sie etwas von der Landwirtschaft verstehen, und Sie haben das Herz, in das Gut Geld hineinzustecken, das nicht sofort produktiv angelegt ist. Die Früchte Ihrer Meliorationsarbeiten, im Moor z. B., werden wohl erst Ihre Kinder ernten. Sie, Herr Samuel, werden das nicht erleben.“

Dieser zuckte zusammen. Die Anspielung auf seinen Tod war, wie er sich sagen mußte, eine echt gojische Eloge. Aber sie war sicherlich gut gemeint und sollte eine ganz besondere Anerkennung lobend zum Ausdruck bringen. „Ja, ja, die Andern sind in ihrer heitern Lebensauffassung doch weniger sentimental als wir schwerblütigen Juden“, ging es Michel Samuel durch den Kopf.

Die Frauen beschäftigten sich inzwischen mit weniger ernsten Gedanken. Sie hielten sich in der Försterswohnung auf, wo die Försterin ihnen ihr surrendes Spinnrad vorführte und ihnen in stolzer Freude die mit schneeweißem Linnen gefüllten Schränke und Truhen öffnete, die sie gebührend bewunderten. Das liebreizende Förstertöchterchen aber hatte von der Wand die mit langen bunten Bändern geschmückte Guitarre zur Hand genommen, und die Jugend zog, gemüthvolle Volkslieder singend, durch den Wald. Hin und wieder wurde im Vorübergehen eine erfrischende Waldbeere, die aus dem Grün hervorlugte, erhascht. An einer besonders reizvollen Stelle lagerte man sich, und die Mädchen wanden aus

mit Tannennadeln zusammengehaltenen Eichenblättern Kränzlein, mit denen sich die Singenden gegenseitig bekrönten. So geschmückt, wurden sie am Forsthause von den auf sie bereits Harrenden mit einem eigenartigen Musiktusch empfangen. Die Frau Försterin führte ihn mit Virtuosität auf einer Handharmonika aus, accompagniert von dem famosen Förster mit seinem schmetternden Waldhorn.

Der Kutscher hatte indessen die Pferde und den Wagen mit grünen Zweigen geschmückt, und in diesem ländlichen Aufputz rollte das nach flotter Rückfahrt heimgekehrte Gefährt durch die Straßen des Städtchens, begleitet von den neugierigen Blicken der vor den Haustüren auf grünen Bänken geruhsam plaudernden Bürger.

VI.

Der gestrige so abwechslungsreiche Ausflug hatte Løb und Adolph doch ziemlich ermüdet. Beide schliefen die ganze Nacht hindurch wie die Murmeltiere, und Løb duselte sogar bis weit in den Morgen hinein. Erst die aus dem Glockenhäuschen vom Stallgebäude des Gymnasialhofes um dreiviertelsieben ertönende Glocke, von dem zuverlässigen Pedell pünktlich geläutet, ermahnte ihn zu spät an seine Pflicht. Er sprang aus dem Bette, wusch sich notdürftig, frühstückte schnell, während er sich ankleidete, suchte die gestern nicht mehr zurechtgelegten Schulbücher in aufgeregter Hast zusammen und eilte im Galopp zum Gymnasium. Es genügte, wenn er einige Minuten nach Sieben zur Stelle war, denn vor dem Beginn des Unterrichts fand erst eine kurze Morgendacht für die evangelischen und katholischen Schüler statt; für die jüdischen bestand eine solche Einrichtung nicht. Diese sollten ja auch schon nach der Vorschrift zu Hause gebetet haben. Løb hatte sich seit einiger Zeit vom Tefillinlegen emanzipiert. Er hatte eigens für sich ein Morgengebet in deutscher Sprache verfaßt, das er in ein für ihn heiliges Buch geschrieben hatte, und das ihn

tächlich aus den Niederungen des Lebens zu den Höhen göttlicher Offenbarungen hob. In der heutigen Hast war er zu dieser nur wenige Minuten beanspruchenden Andacht nicht gekommen. Er merkte, wie bedenklich es ist, an den strengen religiösen Vorschriften zu rütteln. Adolph hatte es nicht schlafen lassen, um die Zeit zu dem ganzen langen Schacharithgebet mit dem Tefillinlegen zu finden; er, der Bocher, hatte heute überhaupt nicht gebetet. Er machte sich Vorwürfe. Früher, als er noch gewohnt war, die Tefillin anzulegen, war ihm das nie passiert. Auch heute war er ja rechtzeitig erwacht, aber es fehlte der Zwang, sich sofort zu erheben, da schlummerte er wieder ein, und erst eine Glocke mußte ihn zur Pflicht mahnen. Die erstmalige Unterlassung des Morgengebets beunruhigte ihn. Es war seine Morgenandacht, die er in umstürzlerischen Gefühlen sich selbst geschaffen hatte und die nicht genügende Kraft besaß. Er machte sich Gewissensbisse. Ihn peinigten Zweifel. Schwere innere Kämpfe drohten ihm.

Sie auszutragen, war aber jetzt nicht die Zeit. „Sekundus, beginnen Sie mit der Übersetzung des dritten Kapitels,“ riß die Stimme des Ordinarius den Schüler aus seiner Selbstanklage. „Sie haben sich nicht so gut wie sonst präpariert, Rublowicz, ich kann Ihnen nur eine 4 geben.“

O, der Junge wußte sein Pensum schon recht gut; aber wie konnte der Lehrer ahnen, auf welche

schwerwiegenden Gründe Zerstreutheit und scheinbare Unwissenheit zurückzuführen waren. Zu der religiösen seelischen Pein noch diese ungerechte Beurteilung! Das herrliche Vergnügen des gestrigen Tages war allzu schwer erkaufte. Löb blieb während der ganzen Unterrichtsstunde unaufmerksam und zerstreut. Gott sei Dank, daß die Glocke im Korridor die Pause ankündigte. Mit Hallo und lautem Getrappel drängten die Schüler aus den verschiedenen Klassen, wie Nebenflüsse, die sich zu einem Strom vereinigen, hinaus, auf den dem Gymnasium gegenüberliegenden Turnplatz, um dort ihr von den Müttern liebevoll mitgegebenes Frühstück zu verzehren. Manche schlichen sich heimlich in den dem Gymnasium benachbarten kleinen Verkaufsladen der Witwe Kasprowitz, deren Betreten während der Unterrichtszeit den Schülern durch Direktorialverordnung allerdings strengstens verboten war. Die Kleinen erstanden dort für einige Pfennige etwa eine Pfefferminzstange, einen Malzbonbon, etwas Süßholz, Lakritzen oder Johannisbrot. Die Sekundaner und Primaner aber begingen das durch einen bestimmten Paragraphen der Schulgesetze doppelt schwer zu ahndende Verbrechen, Zigaretten einzukaufen und sie in dem hinter dem Laden befindlichen, durch eine rotverhängte Glastür getrennten Wohnstübchen der Händlerin während der Pause zu rauchen. Die Gefahr, der sie sich hierbei aussetzten, erhöhte offenbar den Genuß.

Adolph wanderte mit gleichgesinnten Klassen-
genossen Arm in Arm durch die den Platz um-
schließende Promenade in regem Gedankenaus-
tausch über die Erlebnisse des gestrigen Tages.
Die meisten der Freunde beherrschte ein eifriger
Sammeltrieb. Die Einen fingen auf ihren Spazier-
gängen Schmetterlinge und Käfer, die sie dann
mit durch den Kopf der Tierchen gepickten Steck-
nadeln auf Papptafeln befestigten, Andere Rau-
pen, deren Verpuppung und Weiterentwicklung
bis zum bunten Schmetterling sie in einer zum
Teil mit Sand gefüllten Zigarrensachtel in
monatelanger Geduld beobachteten, wieder An-
dere lockte die reiche heimische Flora. Stech-
apfel, Bilsenkraut, Königskerze, Nachtschatten,
Hirtentäschel und vieles, vieles andere, das in
Gräben und an Rainen blühte, wurde mit seinen
Wurzeln ausgezogen und dann zu Hause in den
schweren und umfangreichen Bänden Beethoven-
scher oder Mozartscher Symphonien gepreßt und
fein säuberlich in Herbarien eingeklebt. Beliebt
war auch das Suchen nach Mineralien, das aber
hier wenig Aussicht auf wertvolle Ausbeutung bot.
Hin und wieder wurde wohl mal zu großer Freude
ein kleines Stückchen Bernstein gefunden, das
von Meereswogen kündete, die vor Jahrtausenden
über diese Felder geschäumt hatten. Von ihren
Sammelerfolgen des gestrigen Tages erzählten sich
nun die Freunde mit strahlenden Augen.

Löb aber hatte sich abgesondert. Er saß allein

auf dem runden Holze des langen Schwebebaums in tiefem Sinnen und Grübeln. Über die in ihm tobenden Gedanken und beunruhigenden Zweifel mußte er sich Klarheit verschaffen. Diese seelischen Stürme mußten zur Ruhe kommen. Allein, mit sich, das empfand er, konnte er sich nicht auseinandersetzen. Aber bei wem sollte er sich Rat holen? Bei seinem Freunde Adolph? Der war zu jung und unerfahren, auch schien er ihm zu fest an das Hergebrachte gebunden. Bei Herrn Michel Samuel, seinem Gönner? Vielleicht. Aber er fürchtete doch eine derartige Auseinandersetzung mit seinem Wohltäter. — Dr. Falk, den vielbeschäftigten Arzt, mochte er mit seinen Angelegenheiten nicht behelligen und dessen kostbare Zeit in Anspruch nehmen. — Der Rabbiner? Dieser strenge, alle religiösen Vorschriften bis ins Äußerste befolgende Greis würde ihn, den revoltierenden jungen Menschen, unmöglich verstehen können. Aber Lehrer Daniel! Ja, ja, Daniel! Ihm wollte er sich anvertrauen, von diesem einfachen Lehrer hatte er schon mehrfach tiefsinnige philosophische und religiöse Äußerungen vernommen, aus denen das Licht einer freieren Weltanschauung hervorzustrahlen schien. Ja, hin zu Daniel!

* * *

Die letzten der kleinen Jungen hatten die Schulstube eben verlassen, und der Lehrer rüstete sich zu seinem jetzt täglich gewohnten, ihm von Dr. Falk verordneten so wohlthätigen Spaziergang, als Löb blaß und niedergeschlagen ins Zimmer trat. Als er Daniel zum Ausgang bereit sah, wollte er ihn nicht aufhalten und die geplante Unterredung lieber aufschieben. Aber diesem war das verstörte und hastige Wesen Löbs nicht entgangen, er merkte, daß sein junger Hausgenosse ein Anliegen an ihn habe.

„Wenn es etwas Wichtiges ist, was Du mir zu sagen hast, Löb, würde ich heute zu Hause bleiben. Wenn wir aber, im Freien wandelnd, darüber sprechen können, so begleite mich.“

„Gern schließe ich mich Ihnen an, Herr Lehrer. Ich wollte einen Rat von Ihnen erbitten, dazu brauchen wir keinen geschlossenen Raum. Die Luft und die Sonne draußen werden uns nicht hinderlich sein.“ So gingen sie.

Löb begann damit, zu beichten, daß ihn die ständigen Übertretungen der ihm von seinen Eltern und seinem Lehrer eingepägten Vorschriften seit einiger Zeit in Unruhe versetzten. Heute sei ihm das besonders zum Bewußtsein gekommen. Den Anfang mit den Unterlassungen habe er gemacht, als er die wollenen Schaufäden, zu deren Tragen ihn die Mutter immer besonders angehalten habe, ablegte. Dann hätte er nicht mehr mit den Tefillin gebetet. Er habe für sich ein eigenes

Morgengebet in deutscher Sprache verfaßt. Der Ordinarius habe ihn heute getadelt. Er sei verwirrt. Gott scheine ihn zu strafen. Gelten diesem denn nur allein die strengen jüdischen Vorschriften, die man ihm in Czarnow eingehämmert hatte!

So ging es in tobender Gedankenflucht über Löbs Lippen, und unaufhaltsam machte er seinem bedrückten Herzen weiter Luft, indem er auf Daniel hastig einredete.

In diesem wurden durch Löbs erregte Ausbrüche lange, lange schlummernde Gefühle, deren Vorhandensein ihm garnicht mehr bewußt war, aufgewühlt. Jetzt traten sie an die Oberfläche. Daniel sah sich als jungen Seminaristen in gleichen Zweifeln und Kämpfen irrend und suchend. Ohne damals zu einer Klarheit zu kommen, zwang ihn seine Armut, nach bestandnem Examen, die sich ihm grade bietende Lehrerstelle hier in der kleinen, streng orthodoxen Gemeinde anzutreten. Damit hatte er Pflichten, auch in der Ausübung religiöser Vorschriften, übernommen. Er hatte durch seinen Anstellungsvertrag versprochen, „den ihm anvertrauten Kindern allezeit mit gutem Beispiel voranzugehen“. Er mußte und wollte ihnen auch ein Muster der Treue und Rechtlichkeit sein. Seine guten Vorsätze durchbrach er nie. Was in seinem Innern noch tobte, wußte er zu unterdrücken und zu überwinden. Er begann mit seinen Schülern zu lernen: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, sie war zuerst noch wüst und leer. Da

sprach Gott: es werde Licht.“ Anfangs war es auch in Daniels Herzen noch wüst und leer, aber allmählich wurde es in ihm licht. Er hatte seinen edlen Beruf, die Jugend für das Leben vorzubereiten. Die Schüler verehrten, ja, liebten ihn. Er erwarb sich in der Gemeinde und in der Stadt Achtung. Ein treues Weib schuf ihm in seinem Hause Sonne und Wärme. Durch seine wohlgeratenen Kinder konnte er die Fortsetzung seiner Lebensaufgabe erwarten. Es wurde licht um Daniel. Er war Gott dankbar, und alle seine früheren Zweifel versanken allmählich in das Meer der Vergessenheit. Doch nun kommt dieser Bocher und bringt durch seine erregten Fragen wieder Unruhe in den schwer errungenen Frieden seiner Seele. Nicht, daß sie ihn, den Gereiften, in seinem Glauben wankend machen könnten. Aber die plötzlich erwachte Erinnerung an seine eigenen Jugendkämpfe brachte ihn in Verwirrung, weil er Löh nur allzu gut begriff. Was soll er ihm sagen, wie soll er ihm raten?

Ganz unabsichtlich war Daniel durch dieselben engen Gassen auf den Weg zum Friedhof gelangt wie zum ersten Mal, damals als Dr. Falk ihm den Segen der Wanderung und Naturbetrachtung gepriesen hatte. Wieder fiel sein Blick auf das schwarze Schild über dem Friedhofstor „Eingang zur Ruhe“. Auch heute war ihm dieses Wort wieder eine Mahnung. Ruhe. Ja, Ruhe mußte er gewinnen, Ruhe bei den Auseinandersetzungen mit

Löb bewahren. Auch für diesen würde vor allem Ruhe die notwendigste Voraussetzung sein. Daniel empfand, daß er sich erst sammeln müßte. Mit oberflächlichen, leicht hingeworfenen Redensarten durfte er diesem Jüngling-Mann nicht kommen. Löb war in seiner Entwicklung den gleichaltrigen deutschen Jungen weit voran. Ihn nach der einen oder andern Richtung hin zu beeinflussen, war für den Lehrer eine verantwortungsvolle Aufgabe. Sich ihr zu entziehen und eine Raterteilung in so schwer wiegenden Gewissensfragen überhaupt abzulehnen, wäre einem ihm nicht Nahestehenden gegenüber wohl das Zweckmäßigste gewesen. Aber hier handelte es sich um den jungen Hausgenossen aus fremdem Lande, dem gegenüber sich Daniel gewissermaßen als Vater fühlte. Doppelt schwer lastete die Entscheidung auf ihm. Löb erging sich immer weiter in selbstquälerischen Äußerungen. Daniel hörte sie nur halb. Er war in tiefes Sinnen versunken. — — Sie saßen jetzt auf einer kleinen Rasenbank am Wege unter dem Dache eines wilden Birnbaums. Löb sah zu Daniel auf.

„Haben Sie mir nichts zu sagen?“

„Ich habe Dir viel zu sagen, Löb, doch ich konnte das rechte Wort nicht so schnell finden. Ich soll Richter sein und ein Urteil abgeben. Der Richter muß, ehe er entscheidet, das Für und Wider sorgfältig gegeneinander abwägen. Ich habe, während ich schwieg, nachgedacht. Nun

befinde ich mich an der Grenze eines Entschlusses und will als Freund und Lehrer zu Dir sprechen. Der unmittelbare Anlaß zu Deiner heutigen Erregung scheint mir geringfügig. Dein Kummer über die unterlassene Morgenandacht, die durch Dein zufälliges spätes Erwachen einmal unterblieb, ist übertrieben. Aber ich begreife wohl, daß Deine heutige Erfahrung, in Verbindung gebracht mit früheren, bewußt von Dir beschlossenen Änderungen der überlieferten Religionsübungen, Dich in Unruhe versetzt hat. Du hast das Gebot Deiner Eltern und Lehrer übertreten, das ist es, wogegen sich Dein Gewissen aufbäumt. Der Wert und die Bedeutung dieser Gesetze sprechen hierbei zunächst weniger mit. In Deinem Alter, wo man wohl vielerlei gelernt, aber nicht alles Gelernte voll begriffen hat, sollte man sich Erfahrenen vertrauensvoll unterordnen. Daß eine kritische Natur, wie sie Dir eigen ist, an religiösen Formen, die Dir nicht zeitgemäß erscheinen, Anstoß nimmt, kann ich durchaus begreifen. Ich habe zu Dir das Vertrauen, daß Du Dich ohne Gefahr für Deine Seele mit derartigen Problemen beschäftigen könntest. Aber ich glaube, daß Du jetzt vor allem das Ziel, das Abiturium gut zu bestehen, vor Augen haben muß und Du seelischen Erschütterungen, wie sie diese religiösen Fragen im Gefolge haben, bis auf weiteres konsequent aus dem Wege gehen solltest. Später, wenn Du auf der Universität die Lehren hervorragender religions-

philosophischer Forscher gehört und auch schon einige Lebenserfahrung gesammelt haben wirst, dann würde ich sogar wünschen, daß ein Mensch wie Du mit Mut und Entschlossenheit in alle Dunkelheiten einzudringen versucht, selbst, wenn Du dadurch in Gefahr geraten solltest, dem Hergebrachten abtrünnig und zu neuen Formen geführt zu werden. Nur eines möchte ich Dir noch ans Herz legen, mein Junge: Wohin Dich Dein Weg auch führen mag, verleugne den Glauben Deiner Väter nicht. Unser so verkanntes, ungerecht verfolgtes, aber so hehres Judentum, das schon vor Jahrtausenden der Welt das Buch der Bücher geschenkt hat, bedarf in seinen ferneren schweren Kämpfen für Kultur und Sitte grade der Mitwirkung der Besten und Großen. Du wirst, Löb, wie ich zuversichtlich glaube, einmal zu diesen gehören. Sondere Dich dann von unserer Gemeinschaft nicht ab, bleibe der Unsere.“

Löb hatte, tief ergriffen, zugehört. Jedes Wort wirkte stark auf ihn ein. Ihm war, als hätte er die eindrucksvolle Predigt eines Priesters, eines zugleich strengen und doch gütigen, toleranten, vernommen. Vertrauensvoll wollte sich der Schwankende an ihn klammern und seine Ratschläge befolgen.

„O, Sie verstehen mich, Herr Daniel, Sie verstehen mich ganz, so hat noch kein Lehrer mit mir gesprochen, weder in Czarnow, noch hier auf dem Gymnasium. Ihre Lehren sollen mir Weg-

weiser für jetzt und mein späteres Leben sein. Ich werde arbeiten, jetzt nur arbeiten und, bis ich reifer geworden bin, nicht rechts und links blicken.“

„Mißverstehe mich nicht, Löb. Du sollst Dich nicht etwa ausschließlich in Deine Bücher vergraben. Harmlosen Vergnügungen mit Deinen Freunden darfst Du, ja sollst Du wie bisher nachgehen, das erfrischt und kräftigt zu erneuter Arbeit. Nur die schweren Rätsel der Natur und der Gottheit versuche jetzt noch nicht zu lösen. Lasse sie vorläufig verschleiern. — Und nun, mein Junge, freue Dich Deiner Jugend und sei heiter.“

Alles Schwere war nach dieser Unterredung von Löb abgefallen; ruhig war er wie nie zuvor. Er trennte sich dankerfüllt von dem gütigen Daniel, und in beglückter Stimmung eilte er zu Mirjam.

VII.

Löbs Michaelis-Zensur des letzten Schuljahres war eine ausgezeichnete. Er war Primus omnium geworden. Es gab Ferien. In diese fielen diesmal die hohen jüdischen Feiertage. Das Zusammen treffen war manchen Eltern ein angenehmes, da sie dadurch einer — allerdings ganz ungerechtfertigten — Peinlichkeit enthoben waren, um Dispensation ihrer Kinder für diese Tage beim Gymnasialdirektor einzukommen. Bei diesen Andachten fehlte keines der Gemeindemitglieder im Tempel, selbst diejenigen nicht, die im allgemeinen nichts mehr „hielten“ und sich sonst an keinem Tage im Jahre, außer vielleicht nur noch zum Kaddischsagen für die Eltern bei der Jahrzeit, im Gotteshause blicken ließen.

Die kleine Synagoge, die für die Wochentage, Sabbathe und kleineren Feiertage völlig ausreichte, bot für den Neujahrs- und Versöhnungstag bei weitem nicht genügend Raum, trotzdem die Kinder und Halberwachsenen keine eigene „Stelle“ hatten und in den Gängen oder oft gar nur zwischen dem

Sitz des Vaters und dem Betpult eng zusammengedrückt ihre Andacht verrichten konnten. Der jetzige Synagogenvorstand hatte diesem bisherigen lebensgefährlichen Gedränge, das besonders oben auf den Galerien den Frauen bei Ausbruch eines Feuers oder auch nur bei einer aus irgend einem Grunde entstehenden Panik hätte verhängnisvoll werden können, dadurch gesteuert, daß für die drei Ausnahmetage eine „Nebenschul“ eingerichtet wurde. Diese befand sich nicht weit von der Synagoge in dem Theatersaale einer kleinen, inmitten eines gutgepflegten Gartens gelegenen Gastwirtschaft, deren Besitzer ein Jude war. Es herrschte in den verschiedenen Beträumen ein deutlich abgestufter Grad der Loslösung vom Alltäglichen und der Erhebung zu heiliger Andacht. Besonders am Versöhnungstage. Im Beth Hamidrasch, dem kleinen, bescheidenen, anspruchslosen „Schulchen“ der Alten, Gelehrten und Weisen, spürte man den Geist einer tiefergreifenden Frömmigkeit. Hier wurde wahrhaft inbrünstig gebetet. Hier wurde der Gedanke auch nicht für einen Augenblick abgelenkt zu irgend welchen unheiligen, profanen Empfindungen. Die Sehnsüchte dieser Frommen erhoben sich geschlossen zu den Himmelshöhen, zu Gottes Thron. Was ihre Lippen sprachen, verstanden sie, jedes Wort, jede Bedeutung für die Läuterung der Seele, für das Streben nach Versöhnung mit sich, mit den Menschen und mit dem Allmächtigen. Etwas Unsicht-

bares, mit äußeren Sinnesorganen nicht Wahrnehmbares schwebte durch den Raum und erschütterte die Herzen. Aber auch lebhaftere Eindrücke auf das Gesicht, das Gehör, ja sogar auf den Geruchssinn waren hier anderer Art als in der Synagoge und der „Nebenschul“. Hier die ehrwürdigen Greise mit den wallenden weißen Bärten, alle in ihren an die Gleichheit der Menschen mahnenden, linnenen Totengewändern, hier dieses gemeinsame Sprechen der Gebete, bei denen auch nicht ein einziges Wort, keine Silbe unterdrückt wurde. Und hier der vielleicht nicht schöne, aber so charakteristische, alte Erinnerungen weckende Geruch, der den abgetragenen, alten, wollenen Talleissim¹⁾ und den von den Regalen herabgrübenden uralten Folianten der heiligen Schriften entströmte. Alles das wirkte in seiner einheitlichen Verschmelzung berauschend.

Anders die Eindrücke in der benachbarten Synagoge. Ein viel größerer, hoher Raum, der in seinem baulichen Schmuck über das Alltägliche wohl emporzuheben vermochte. Die Beterschar, weniger auf die Vergangenheit als auf die Zukunft hinweisend. Denn neben nur vereinzelt Alten füllten hier mehr die in ihrer Schaffenskraft stehenden Männer mit ihren Frauen und der hoffnungsvollen Jugend das Gotteshaus. Gewiß gab es auch hier viele Fromme, viele Andächtige. Aber manchem der Gemeindemitglieder, den Beruf und

1) Gebetmäntel.

gesellschaftlicher Verkehr der Tradition entfremdet hatte, gelang es nicht, sich durch die Verbindung vom zum Teil alten, zum Teil etwas modernisierten Ritual in eine wahrhaft weihevollen Stimmung zu erheben. Auch äußerlich traten sie dadurch hervor, daß sie statt eines Käppchens den blanken schwarzen Zylinderhut und den schmalgefalteten seidnen Tallis mit blinkender silberner oder goldener Tresse trugen. Ein Teil der Seiten des Gebetbuchs, wenn sie es überhaupt benutzten, wurde von ihnen überschlagen, und ihre Gedanken waren oft genug abgelenkt. Sie weilten vielleicht bei ihren Geschäften oder wer weiß, sonstwo. Denn viele von diesen Männern waren ja garnicht aus einem innern Bedürfnis hierhergekommen, sondern nur aus Pietätsgefühl für die Eltern oder den vielleicht noch lebenden frommen Großvater. Der eine oder andere Aufgeklärte war es vielleicht seiner Pflicht als Mitglied der Repräsentantenversammlung, und nur aus diesem Grunde, schuldig, sich von der Gemeinschaft nicht fernzuhalten. So konnte ein tief aufwühlender, allgemein begeisterter Gottesdienst wie im Beth-Hamidrasch in der Synagoge nicht aufkommen.

Wenn man nun annehmen wollte, daß der Grad des Andachtsgefühls in der Nebenschule ein noch tieferer war, so würde man irren. So wenig die Umgebung: ein Theatersaal mit der von unkünstlerischen Kulissen gebildeten Bühne, auf der ein

kleines Holzschränkchen das Allerheiligste vertrat, zur Erhöhung einer feierlichen Stimmung beitragen konnte, — die hier Erschienenen hatten meist wahre Frömmigkeit und ehrliches Erhebungsbedürfnis zusammengeführt. Es waren in der Mehrzahl Jünglinge, die in der Synagoge keinen Platz finden konnten, und deren Herz jeden Raum, in dem sie beten durften, zum Gotteshaus erhob. Auch die eleganten Damen, die auf der Galerie ihre Plätze hatten, waren in ihr Machsor¹⁾ oder die Techinna²⁾ andächtig versunken. Sie hatten den Saal der Synagoge nur darum vorgezogen, weil sie befürchten mußten, daß ihre schwächeren Nerven der während eines ganzen langen Tages in dem großen Tempelraum aus der Männermasse nach oben drängenden Hitze und übelgeschwängerten Luft nicht standhalten würden. Hier aber wehte durch den Saal aus den grünen Wipfeln der Gartenbäume erfrischende Kühle und zarter Duft von Parfüm und fraulicher Schöne von den Galerien. Auch Löb verrichtete hier seine Andacht. Er schien in tiefes Sinnen versunken. —

Die Jungen von sechs bis acht Jahren waren sich der Bedeutung dieser schweren Tage meist noch nicht bewußt. Nur einzelne besonders hervortretende Szenen im Ritual fesselten sie. So das Ausheben der klingelnden Thorarollen und ihr Umhertragen durch alle Gänge der Synagoge,

1) 2) Gebetbücher.

wobei sie im Küssen ihrer bunten Mäntelchen den Eifer der Erwachsenen noch überboten. Ganz besonders interessierte sie aber am Neujahrstage das Schofarblasen¹⁾. Von ihm konnten sie gar nicht genug bekommen. Ihr brennendes neugieriges Verlangen nach diesen für sie so überaus spaßigen Tönen, die aber bei den Erwachsenen grade tief aufwühlende Erinnerungen weckten, konnten reichlich befriedigt werden. Hier in der kleinen Gemeinde stand nur ein einziger Schofar und ein einziger „Bal tekio“²⁾, der die schwere Kunst dieses Blasens verstand, zur Verfügung. Es war wirklich eine Kunst, die große Übung voraussetzte, aus einem einfachen Widderhorn, das keinerlei Klingendes in sich barg, nur durch einen eigentümlichen Ansatz der Lippen an der Öffnung Töne, und zwar ganz bestimmt vorgeschriebene Töne, hervorzubringen. Dieser Künstler hatte während der Neujahrstage hier nicht nur Mund und Atem, sondern auch seine Füße stark in Bewegung zu halten. Nachdem er zuerst im Tempel die vorgeschriebenen Motive dreißigmal exekutiert hatte, mußte er, den Schofar in ein Deckchen gehüllt, in die Nebenschul eilen, um auch dort seines heiligen Amtes zu walten. Die Schar der kleinen Knaben mit strahlenden Augen schloß sich ihm in langem Zuge an, und sie konnte auch hier dreißigmal den Schofarklang beglückt vernehmen. Der

¹⁾ Schofar = synagogales Blasinstrument. ²⁾ Schofarbläser.

Genuß stand ihnen aber noch ein drittes Mal bevor. Jetzt ging's ins Beth-Hamidrasch. Dort war man noch nicht bis zu der Stelle im Gebete gelangt, wo das Schofarblasen zu erfolgen hatte, denn die Frommen ließen sich Zeit, man betete langsamer. Die Kleinen mußten Geduld haben. Endlich konnten sie auch hier den sehnlichst erwarteten musikalischen Genuß auf sich wirken lassen.

Doch noch war die heilige Handlung für den Bläser nicht beendet. Noch dreimal mit zwei Unterbrechungen, die durch Gebete ausgefüllt waren, hatte er je dreimal in der Synagoge, in der Nebenschul und im Beth-Hamidrasch zu blasen. Es war ein lebhaftes Hin und Her, immer gefolgt von der tobenden Jugendschar, für die das heutige eines der schönsten Erlebnisse war.

Aber es standen noch schönere bevor.

Die Ernte war vorüber. Die letzten hochbeladenen, schwankenden Getreidewagen mit dem goldgelben Segen der Felder waren in die Scheunen eingebracht. Die lustige Schar der Schnitter und Schnitterinnen zog mit den mit bunten Bändern und Blumenkränzen geschmückten, blinkenden Sensen, den langen, hölzernen Harken und Gabeln, Danklieder anstimmend, vor das Schloß der Gutsherrschaft, wo sie mit Kuchen, Bier und Schnaps freigebig bewirtet wurde. Dann ging es in langem Zuge zur Schenke. Dort wurde durch

Polonäsen, Kujawiaks und Krakowiaks das Erntefest in feurigen Tänzen mit reichlichem Schnapsgegnuß bis zum frühen Morgen in toller Laune gefeiert. Die Felder waren nun abgemäht. Der Herbstwind wehte über die Stoppeln. Hei, jetzt begann für die Jugend das köstliche Spiel des Drachensteigens. Durch zwei kreuzweis verbundene schmale Holzleistchen, beklebt mit Zeitungspapier, waren diese Segler der Lüfte von den Knaben in emsiger Arbeit zu Hause selbst verfertigt worden, und was in Küche, Keller und auf dem Hausboden an Bindfäden aufzutreiben war, wurde zu einem mächtigen Knäuel verbunden. Wer die längste Schnur besaß und den Drachen daher in die größten Höhen steigen lassen konnte, wo er den Blicken entschwand, konnte die neidvolle Bewunderung seiner kleinen Freunde mit Stolz und Befriedigung entgegen nehmen. Aber noch zu anderer Freude luden die jetzt kahlen Felder ein. Man sammelte die bei dem etwas lässigen Einfüllen in die Säcke während der Ernte hie und da über den Boden gerollten Kartoffeln, trug trockenes Kraut zu kleinen Scheiterhaufen zusammen, entzündete sie, und zum Himmel lodernde Brände mit mächtigen, brenzligen, bis in die Dörfer und Städte ziehenden Rauchschwaden kündeten den Bewohnern diese Freudenfeuer des segensreichen Herbstes. Die kleinen Burschen aber bargen in der glühenden Asche die gesammelten Knollen, die durch die Röstung einen köstlichen

Geschmack gewonnen hatten und zu einem der erquickendsten kulinarischen Genüsse für die Jugend wurden.

Doch der Herbst brachte noch mehr. Die Juden feierten nach den ernstesten Neujahrs- und Veröhnungstagen als Erntedankfest das heitere, freudige Laubhüttenfest. Getreu der biblischen Vorschrift: „In Hütten sollt Ihr wohnen sieben Tage, damit es Eure Geschlechter erfahren, daß Ich, Euer Gott, in Hütten habe wohnen lassen die Kinder Israels, da Ich sie herausgeführt habe aus dem Lande Mizrajim“, errichteten die meisten Gesetzes-treuen im Städtchen auf dem Hofe ihres Grundstücks eine solche kleine Laube.

Auch bei Samuels hatte sie nie gefehlt. In diesem Jahre beteiligten sich lebhaft Adolph, Mirjam und Löb an ihrem Bau und besonders an ihrer inneren Einrichtung. Der zur Verfügung stehende Platz war freilich recht ungeeignet für dieses zarte, poetische Bauwerk. Der Hof war klein und schmal, abschüssig und schlecht gepflastert, durch seine Mitte führte ein Rinnsal zur Ableitung des von den blechernen Dachtraufen und Abfallrohren fließenden Regenwassers und sonstiger, oft nicht sehr wohlriechender Wirtschaftsfüssigkeiten, nach dem auf der Straße an den Häusern entlanglaufenden offenen, städtischen Rinnstein. Die verschiedenen Gerüche wurden nicht gemildert durch den, aus dem auf der Seite

des Hofes stehenden Pferde- und Hühnerställen strömenden Duft.

Auch Adolphs Taubenschlag, hinter dessen „Haukorb“, auf den er sehr stolz war — denn andere der jugendlichen Züchter hatten nur eine „Klappe“ angebracht — die niedrige Behausung zahlreicher Werfer, Kröpfer und sonstiger Edel-exemplare dieser gurrenden Tierchen sich befand, konnte zur Verbesserung der Hofluft sicherlich nicht beitragen. Aber das alles durfte die Errichtung der Sukkoh¹⁾ nicht beeinträchtigen. Rudzinski, der Zimmermann, hatte die Wände aufgestellt und die Tür eingehängt, ein Dach durfte es nicht geben. Es wurde durch ein mit Baumzweigen belegtes durchsichtiges Gittergestell ersetzt, denn Mond und Sterne sollten am Abend in den Raum wie damals in der Wüste hineinstrahlen können. So einfach, dürftig, durch die Unschönheit der profanen Umgebung beeinträchtigt, das Äußere dieses Häuschens sich auch darbot, das Innere war für Michel Samuel, seine Familie und jeden, der es betrat und in ihm betete, ein Heiligtum wunderbaren Reichtums. In seiner Enge waltete der Zauber reinsten, edelsten Familienglücks. Nie konnte, auch bei üppigsten reich gedeckten Tafeln in weiten Hallen je ein solches Gefühl von Zufriedenheit, Familienzusammengehörigkeit und Freundschaft aufkommen wie hier. Aber wie die Herzen innerlich erstrahl-

¹⁾ Laubhütte.

ten, leuchtete es auch in Wirklichkeit im Innern der bescheidenen Laube. In den alten silbernen Familienleuchtern die Kerzen, auf dem weißgedeckten Tische die blitzenden Becher und Pokale. Sinngemäße hübsche Bilder in goldenen Rahmen, die die Kinder dem Kunstreichtum der Eltern für diese Woche entnommen und an die Wände geheftet hatten, grüßten herab. Ansichten aus der biblischen Geschichte, Gruppenbilder alter berühmter jüdischer Gelehrter, ein Ölgemälde mit dem durchgeistigten Kopfe des weisen Rabbi Akiba Eger, der in der Heimathauptstadt gewirkt hatte und noch vieles andere Schöne.

Wie gerne hielten sich Alle in dieser frommen Kapelle auf! Als Löb sie nach der Einweihung des Feiertages zum ersten Mal betrat, übermannte ihn die Rührung in stürmisch erwachtem Gedenken an seine Eltern und an die kleinen Laubhütten in der Heimat. Nachdenklich sprach er: „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, Herr der Welt, der Du uns geheiligt durch Deine Verordnungen und uns geboten, in der Hütte zu weilen.“ Dann in der hoffnungsvollen baldigen Aussicht auf Vollendung seiner Gymnasialstudien, nach schwerem Kämpfen und Ringen in dieser, seiner zweiten Heimathauptstadt, jubelte er den zweiten Segensspruch hinaus: „Gelobt seist Du, Ewiger, der mich am Leben erhalten und diese Zeit hast erreichen lassen.“ Ja, der fremde Flüchtling konnte dankbar zu Gott

emporblicken, der ihm hier Wohltäter und Freunde, Mut und Arbeitskraft verliehen hatte, um sein erstes Ziel nun bald zu erreichen.

Es war einer der milden Abende, wie sie im Osten von unendlichem Zauber grade im Herbst häufig erfüllt sind, wenn die sternbesäte Himmelskuppel sich in tiefblauem Dunkel über der unabsehbaren glatten Fläche des stillen Landes wölbt. Da konnten die Feiernden die Mahlzeit heute sogar in ihren sommerlichen Gewändern in den luftigen Hütten einnehmen. Löb war zum Abendessen als einziger Gast bei Samuels geladen. Er hatte seinen Platz neben Mirjam, mit der ihn eine durch nun schon jahrelange Bekanntschaft gefestigte, innige, reine Freundschaft verband. Er mußte heute lebhaft an seinen ersten im Samuelschen Hause verlebten Freitagabend zurückdenken, wo er schüchtern zu dem schönen jungen Mädchen nur hin und wieder verstohlen hingeblickt hatte. Jetzt war sie zum reifen Weibe erblüht, und beide verstanden sich ganz. Auch Mirjam gedachte des Tages, da der Vater den unansehnlichen kleinen Bocher aus der Synagoge zum Fischessen mitgebracht hatte. Jetzt war er ein hoffnungsvoller junger Gelehrter, der gewiß demaleinst als eine Leuchte der Wissenschaft glänzen würde, wenn Gott ihn in Gesundheit am Leben ließe.

Wie hier, wehte auch durch alle die andern kleinen Laubhütten des Städtchens der Geist der

Beglückung und des Friedens, und in diesen gleichen Gefühlen wollte man die ganzen sieben Tage des Erntedankfestes feiern.

Wer eine Sukkoh besaß, war meist auch der glückliche Besitzer eines Lulofs, des traditionellen Feststraußes, dessen Zusammenstellung nach dem biblischen Gebote erfolgte: „Nehmet eine Frucht vom Baume Hadar, Palmzweige und Zweige vom Baume Aboth und Bachweiden, und freuet Euch sieben Tage.“

Es war Sitte, daß die Gemeindemitglieder, auch die Frauen und Kinder, des Morgens, den Palmenzweig und den Esrog in der Hand, mit einem Segensspruch sich dem Schöpfer nahten, als ob sie ihm ein Opfer darbringen wollten. Der alte Tempeldiener Baruch hatte da einen schweren Dienst. Man sah ihn die ganze Festwoche hindurch während der frühen Morgenstunden geschäftig durch die Straßen und Gassen eilen, einen Lulow in der einen, den Esrog in einer mit Watte gefüllten Zigarrenschachtel in der andern Hand oder unter dem Arm. Er ging in die Häuser zu all den Familien, die sich aus Kostenersparnis keinen eigenen Feststrauß geleistet hatten, die nun das für diesen Zweck von der Gemeinde zur Verfügung gestellte Exemplar gemeinschaftlich benutzten. Rührend war es, die ganz Kleinen, oft eben erst erwacht, noch in ihren Bettchen stehend, zu sehen, wie sie die lange Palme schüttelten und den süßen Duft des gelben, herrlichen Paradies-

apfels, den ihre Händchen kaum zu halten vermochten, beglückt aufsogen. Das wiederholte sich während der ganzen Festwoche.

Der letzte Tag brachte der gesamten Jugend noch ein eindrucksvolles Erlebnis besonderer Art. Man feierte Simchas Thora¹⁾. Alle im Allerheiligsten des Tempels aufbewahrten Thorarollen wurden heute „ausgehoben“, und die Frommen, die ihr eigenes „Seifer“²⁾ besaßen, hatten es heute in die Synagoge gebracht. In langsamer Prozession zog die Kette der Andächtigen mit den geschmückten Pergamenten durch das Gotteshaus, unter Vorantritt des Kantors, des Rabbiners und der Vorsteher. Feierliche Gesänge erschallten, aus denen der Chor der vielen hellen Knabenstimmen schmetternd hervorklang. Das war ein Fest für die Jugend, ein allgemeines Fest der Freude und der Hoffnung. Das Anfangskapitel der Bibel wurde unter Aufstehen der ganzen Gemeinde mit besonderer Betonung verlesen, und mancher der Anwesenden erinnerte sich wohl, wie er als kleiner Knabe in dem engen Schulstübchen die erste Kenntnis jüdischer Wissenschaft erwarb, als er die Worte: „Bereischis: am Anfang; boro: schuf; elauhim: Gott; es haschomajim: den Himmel; w'es hoorez: und die Erde“ dem Lehrer Daniel nachsprach.

1) Fest der Gesetzesfreude.

2) Thora.

Den Knaben, die noch nicht das für die Bar-mizwah vorgeschriebene Alter von dreizehn Jahren erreicht hatten, wurde am Abend des Schlußfestes eine große Ehre zuteil. Sie durften, mit dem Tallis bekleidet, an diesem Ausnahmetage wie die Erwachsenen an die Thora treten und die „Broches“ sprechen: „Preiset den Ewigen, den Hochgepriesenen. Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, Herr der Welt, der uns aus allen Völkern erkoren und seine Lehre, die Lehre der Wahrheit, erteilt hat, der ewiges Leben in unsere Mitte pflanzte“. Das war für die Kleinen nicht nur eine Ehre, sondern ein freudiges Ereignis, dem sie schon seit Wochen gespannt entgegenharrten.

Doch immer neue Freuden standen ihnen bevor. Nicht solche in heiliger Umgebung, mit frommen Gebeten und Andachten, mit Zeremonien und erhebenden Gesängen, nein, anderer Art; auf Straßen und Plätzen, mit Lärm und Gedränge, mit Rufen von Menschen, mit Brüllen von Tieren, mit Trommeln und Dröhnen, mit Singen und Leiern, mit Schieben und Stoßen in buntem Gewühle: Die Zeit des großen Herbstjahrmarktes war gekommen. Es galt für die Landwirte, sich durch mancherlei Einkäufe für den Winter zu versorgen, und andererseits durch den Absatz ihrer Erzeugnisse die Beutel vorher mit klingendem Gelde zu füllen. Schon waren auf dem Marktplatze hunderte von kleinen Holzbuden, mit leinenen Plänen überzogen, reihenweise errichtet, auf deren Aus-

lagetischen die einheimischen, aber auch die von auswärts eingetroffenen Händler ihre Waren aufbauten. Da waren aus Thorn die Pfefferküchler gekommen mit den berühmten Katharinen, Steinplastern, Scheibchen, den Pfefferkuchenherzen, auf denen weiße Zettelchen mit rührenden Versen, welche die Liebe besangen, aufgeklebt waren. Aus Honigkuchenteig geformte Zigarren mit zuckerbestreuter Spitze, die die weiße Asche eines Glimmstengels vortäuschen sollte. Noch mancherlei andere Leckereien gab es, nach denen besonders die Jugend sehnsüchtig schielte. Auch die Reihe mit dem Spielzeug, den kleinen hölzernen Pferdchen, den Peitschen, rot lackierten Violinen, den Trommeln und Zinnsoldaten, ließ die jugendlichen Herzen neidvoll stärker schlagen. Die größte Anziehungskraft aber übte der Vortragende aus, der zu einem kleinen verstimmten, piepsenden Leierkasten Lieder von grausigen „Moritaten“ mit heiserer Stimme vorgröhlte, die auf mächtiger Leinwand, grellbunt zur Darstellung gebracht waren. Als geeigneter Vorwurf für diese kamen immer nur möglichst traurige Ereignisse in Frage, die so entsetzlich endeten, daß sie dem kunstbessenen Illustrator Gelegenheit boten, Szenen von unerhörter Gruseligkeit zu gestalten. Wenigstens zehn gleichzeitig erfolgte Morde mit zahlreichen schwarzen Särgen. Die Wirkung auf die gaffenden Bauern und Kinder war denn auch die beabsichtigte. Diese erschütternden Dramen

griffen an ihre Nerven, und der Unternehmer fand mit den schmalen Druckheften, die diese aufregenden Geschichten und traurigen Lieder enthielten, reißenden Absatz.

Nicht weniger erfolgreich war sein Nachbar, der für einen Silbergroschen ein Briefchen verkaufte mit einer Zukunftsprophezeiung und dem Bilde des zu erwartenden Bräutigams oder der respektiven Braut. Hier wurde das Publikum nicht durch Bilder und Gesänge angelockt, sondern durch einen kleinen Apparat, der das allgemeine Staunen, besonders aber das der Jugend, erregte: Auf einem mit einer roten Decke belegten Tischchen stand eine mit Wasser gefüllte Glasröhre, auf deren Boden das Figürchen eines kleinen Mannes, des „Geheimrats“ befestigt war. Oben auf der Wassersäule schwamm ein für diesen Zweck präpariertes zweites Männchen, der „Knosprich“. Die Röhre war durch eine Gummiplatte oben an der Öffnung luftdicht verschlossen. Ein leiser Druck auf die Gummiplatte bewirkte ein Hinabsteigen der Figur, ein Nachlassen das Emporsteigen. Zu der sinnreichen Apparatur gehörte noch eine kleine weibliche Puppengestalt, die Jeannette, deren Namen der „Künstler“ aber „Schangschennette“ aussprach. Sie vermochte, eine Glocke in Bewegung zu setzen.

Wünschte nun jemand seine zukünftigen ehelichen Verhältnisse zu erfahren, so zog er gegen Erlegung seines Obolus aus einem ihm dargereich-

ten Paket von Briefumschlägen einen heraus. Der Meister legte sie in ein Kästchen, und die Maschinerie wurde in Bewegung gesetzt mit den in nicht grade klassisches Deutsch gefaßten Begleitworten: „Somit wird's in das Heiratsrediktörium hineingelegt; Schangschenette, jieb das Zeischensignal, daß der kleine Wundermann erscheinen soll. (Schangschenette ließ sich das nicht zweimal sagen und klingelte.) Knosprich, steige hinab (er tat es), beschließe mit dem Herrn Geheimrat eine Konferenz; sobald der Rat geschlossen, steige hinauf (das tat er bereitwillig), edressier, was jener Herr befohlen.“ Letzteres tat er aber nicht, denn der im Kästchen befindliche Briefumschlag trug bereits die vorbereitete Aufschrift „An den zukünftigen Bräutigam“ oder „An die zukünftige Braut“, je nachdem. Der Meister rief mit virtuoser Bauchrednerstimme: „Fertig!“ Es klang, als ob der Laut gedämpft aus dem Kästchen käme, dann überreichte er dem wahrheitsuchenden, das geheimnisvolle Tun gespannt Verfolgenden, den bedeutungsvollen Briefumschlag, der sein Schicksal enthielt.

Dieser Vorgang wiederholte sich hunderte von Malen vom Morgen bis zum Abend, bis der Meister, ganz heiser und ermüdet, aber mit einem vollen Beutel, fast ohnmächtig zusammenbrach. Die Jungen und Mädels konnten sich von dem aufsteigenden Knosprich nicht so leicht trennen. Das war doch zu schön! Stundenlang harrten sie aus,

und eine versäumte Mittagsmahlzeit und eine gehörige Tracht Prügel seitens der Eltern war oft die traurige Folge von Knosprichs, Schangschenettes und des Geheimrats Auftreten auf diesem nicht grade weltbedeutenden Theater. Wie konnte man heute auch pünktlich zu Hause sein! Es gab der Schaustellungen und des Interessanten doch gar zu viel. Dort auf dem Neumarkt war von einem der höchsten Häuser zum gegenüberliegenden ein Seil gespannt. Auf dieser gefahrvollen, wippenden, schmalen Bahn bewegten sich tanzend die Künstler und Künstlerinnen mit einer größeren Eleganz und Sicherheit als die meisten übrigen Sterblichen auf dem festen, breiten, ruhenden Bürgersteige. Mit klopfenden Herzen und gespannten Nerven reckten die Zuschauer die Köpfe in die Höhe, ganz im Banne dieser halsbrecherischen Kunststücke. Sie mochten sich, wer weiß, wo, glauben, nur nicht im Gedränge des heimatischen Herbstjahrmarktes, als plötzlich eigentümliche Klänge an ihr Ohr drangen, die sie von dem interessanten Schauspiel ablenkten. War es ein Zusammentönen von Pferdegewieher, Schweinegrunzen, Ferkelgequietsche, untermischt mit Donnerschlägen? Die Seiltänzer hatten an Interesse verloren. Die Masse, der neuen Erscheinung zugewandt, schob sich zum nahen Viehmarkt hin. Hunderte von Pferden, Kühen, Schafen, Kälbern, Schweinen waren hier aufgetrieben, um ihre Besitzer zu wechseln. Schwaden eines gepreßt auf-

steigenden widerlichen Dunstgemischs tierischen Lebens schlug den Ankommenden entgegen. Ein betäubendes Durcheinander von Schreien und Rufen der erregten Käufer und Verkäufer, von Stampfen, Rascheln und Brüllen der Tiere. Doch die an das Ohr dringenden Töne mußten wohl einen andern Ursprung haben. In der Tat! Jetzt in der Nähe klang es wie ein Wettstreit zahlreicher Musikinstrumente. Aber wo war das Orchester? Es war nicht zu entdecken. Wo hätte es in diesem tobenden Wirrwarr auch Aufstellung gefunden haben können. Da, welche Überraschung! Zwei einzelne Männer hatten sich zu einer ganzen Kapelle vereinigt. Es waren den Markt besuchende Musiker aus dem fernen Italien, von denen es einer verstand, mit virtuoser Geschicklichkeit auf vier Instrumenten gleichzeitig zu spielen. Die Melodie entlockte der eine seiner näselnden Klarinette, während der andere dazu trefflich accompagnierte. Mund, Finger, Kopf, die Arme und ein Fuß waren dabei gleichzeitig in Bewegung. Er blies den aufgedunsenen Dudelsack, schlug mit dem an dem rechten Arm befestigten Klöppel die große Trommel, brachte durch eine vom Beine ausgehende Schnur die auf ihr lagernden blecherne Becken zum Erklingen und konnte noch das auf dem Kopfe sitzende Glockenspiel durch entsprechende Bewegungen lieblich läuten lassen. —

So brachten die beiden fremden Künstler in durchaus harmonischem Zusammenklang schöne

Volkswesen von jenseits des St. Gotthard den Bewohnern des fernen östlichen Landes zu Gehör. Entzückt und bewundernd lauschte das Auditorium, unter dem sich auch Löb und Adolph befanden, die sich mit vielen andern Mitschülern die Gelegenheit, den Jahrmarktsrummel einmal wieder mitzumachen, nicht entgehen ließen. Sie hatten mit dem Viehmarkt, der Adolph, den begeisterten Freund der Landwirtschaft, besonders anzog, den Anfang gemacht, nun wollten sie aber auch dem Krammarkt noch einen kurzen Besuch abstatten. Sie gingen durch die Reihen der Buden, hier und da etwas kaufend. An einer blieb Adolph, in Erinnerung an ein vor vielen Jahren stattgehabtes Erlebnis, sinnend stehen. Er erkannte einen Händler wieder, der inzwischen allerdings etwas stark gealtert war. Löb drängte zum Weitergehen, aber vergebens.

„Was hast Du nur, Adolph? Vor Dir scheint eine Vision aufzusteigen?“

„Keine Vision, Wirklichkeit. Ich will Dir eine kleine Geschichte von rührender jugendlicher Schwesternliebe erzählen, an die ich durch diesen Mann in der Bude erinnert werde, und die Dich gewiß deshalb besonders interessieren wird, weil die Beteiligten Deinem Herzen nahe stehen.“

Und Adolph erzählte, wie er einmal als kleiner Knabe mit seiner Schwester Mirjam gerade an

dieser Bude gestanden habe und für den einen Silber Groschen, den die Mutter ihm als Jahrmarschgeld gespendet hatte, ein Peitschchen erstand. Kaum aber hatte er es in der Hand, als sein Blick plötzlich auf ein kleines buntes Holzpferdchen, den Traum seiner damaligen Sehnsüchte, fiel, es kostete auch einen Silber Groschen. Da bat er den Händler, die Peitsche gegen das Pferdchen umzutauschen. Der Gewaltige stutzte. Ohne sich vielleicht der Größe und Schwere seines Verlangens bewußt zu sein, sagte er: „Jawoll, aber nur dann, wenn das hübsche Mädchen an Deiner Seite mir einen Kuß gibt.“ Mirjam schauderte angeekelt zusammen. „Nicht für ein Königreich“ und wandte sich zum Gehen. Da tat ich etwas, Löb, dessen ich mich heute noch schäme. Ich bat Mirjam, den Kuß zu gewähren, damit ich in den Besitz des Pferdchens gelangte. Doch die Schwester blieb fest. Ich bettelte, flehte. Mirjam schüttelte den Kopf. „Du hast eine hübsche Peitsche, die kann Dir ebensoviel Freude machen wie das Pferd.“ Ich aber vermochte den einmal aufgestiegenen Wunsch nicht zu unterdrücken. Immer wieder bat ich — immer wieder wies Mirjam das Ansinnen zurück. Nun sagte ich nichts mehr, aber vor herber Enttäuschung stürzten mir die Tränen aus den Augen, und schluchzend sah ich zu dem ersehnten Pferdchen hinüber.

Da kehrte Mirjam, ohne ein Wort des Vorwurfs, um, ging auf den Händler zu und brachte

mir das schwere Opfer. Die Schwester konnte den Bruder nicht weinen sehen.“

Löb war erschüttert. „Komm, laß uns nach Hause gehen, Adolph, für mich ist der Jahrmarkt zu Ende.“

VIII.

Um diese Zeit herrschte unter den Juden des Städtchens eine ungewöhnliche Aufregung und Unruhe. Es fand nach mehrjähriger Pause wieder einmal die Neuwahl zur Repräsentantenversammlung statt. Die „Killeruderer“ waren in ihrem Element. Besonders zeichnete sich hierbei der Spediteur Raphael Leyser aus, der, wie schon bei früheren Wahlen, wieder eine stürmische Tätigkeit entfaltete. Man sah ihn mit hastigen Schritten durch die Gassen eilen, an den Straßenecken mit Gemeindemitgliedern disputieren, in ungeheurem Redeschwall auf sie eindringend, manchen Lauen aufrüttelnd, indem er bei seinen Auseinandersetzungen den noch Gleichgültigen an einen seiner Rockknöpfe faßte und hin- und herschüttelte. Leyser war hier, Leyser war dort, er war überall, nur nicht in seinem Speditionsgeschäft. Dieses geriet ins Stocken, die abzurollenden Güter wurden nicht befördert, Kisten, Fässer und Säcke stapelten sich in seinem Lagerschuppen zu Bergen auf. Leyser hatte jetzt Wichtigeres zu tun; er

machte in Wahlpropaganda. Er schürte Unzufriedenheit. Infolge seiner Wühlarbeit spaltete sich die sonst friedliche Gemeinde in zwei Parteien, in eine konservative und eine Reformpartei. Leyser stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten. Er predigte: Alte Leute wie Abraham Rosenthal und Meyer Nachmann müßten von ihren „Ministersesseln“ verschwinden. In den Vorstand müsse „frisches Blut“ kommen. Der Beamtenkörper sei von Grund aus umzugestalten. Vor allem müsse Baruchchen als Schammes „abgesägt“ werden, er sei viel zu alt und habe keine Zähne mehr. Außerdem müsse heutzutage der Schammes ein samtenes Käppchen tragen wie die Tempeldiener in Berlin, nicht einen eingebulten Zylinderhut wie in Tarnopol. Die Aliaus dürften nicht mehr öffentlich im Tempel versteigert werden, die Mischebeirachs¹⁾ mit dem endlosen „Schnodern“²⁾ hätten zu verschwinden. Das waren so die wichtigsten Forderungen der neuen Partei der Reformer.

Leyser propagierte energisch diese umwälzenden Ideen, nicht nur öffentlich auf der Straße, sondern auch in geheimen Konventikeln. Er versammelte seine Anhänger zu aufrührerischen Besprechungen in das hinter dem Laden des Destillateurs Hosenstern befindliche kleine Stübchen. Dort hielt er seine programmatischen Reden: „Es ist ein Skandal, wie mit den Gemeindegeldern ge-

¹⁾ Segnungen. ²⁾ Aufzählung der Spenden.

wirtschaftet wird. Feste werden gefeiert, zu Chanukkah und Purim¹⁾, aber für Lehrer Daniel ist keine Gehaltserhöhung oder Unterstützung möglich, da ist der „Stand der Finanzen ein prekärer“, wie Herr Michel Samuel sagte. „Jasager“ oder „Neinsager“ können wir im Vorstand nicht gebrauchen, sondern junge Menschen von Charakter, die r e d e n können.“

„Sehr richtig,“ stimmte Hosenstern zu und präsentierte jedem der Anwesenden ein Gläschen Rosenlikör. Er selbst fühlte sich jung, charaktervoll und redegewandt genug, um in der Repräsentantenversammlung ersprießlich wirken zu können. — Auch Siegbert Simonsohn, dumm und unfähig, der nur eines verstand, immer mit seiner illustren Mischpoche zu prahlen, dem „Onkel Rechtsanwalt“ in Posen und dem „Schwager Doktor“ in Rawitsch, stellte sich in seiner maßlosen Eitelkeit als Kandidat zur Verfügung. Natürlich rückte sich auch Leyser immer gebührend in den Vordergrund.

*

Der Vorsteher Abraham Rosenthal saß gemächlich beim Morgenfrühstück, als der Schammes Baruch mit der Unterschriftenmappe eintrat zur Unterzeichnung wichtiger Schriftstücke.

„Nun, Baruch, was tut sich in der Kille?“ fragte der Ehrwürdige, wie jedesmal, wenn der Schammes erschien.

¹⁾ Religiöse Feste.

„Gelobt sei Gott, Herr Vorsteher, es ist nichts Schlimmes passiert, nur Raphael Leyser macht ein schreckliches Wahlgeruder und stiftet Unzufriedenheit.“

„Baruchchen, ich weiß ein Mittel, um den Störfried unschädlich zu machen.“

„Um Gotteswillen, Herr Vorsteher, ich paß nicht zum Mörder.“

„Nein, Baruch,“ lächelte der Vorsteher, „Leyser soll nicht beseitigt, er soll sogar erhöht werden. Man muß dafür sorgen, daß er in die Repräsentanz und dann in den Vorstand kommt. Wird er erst im Kollegium sitzen, dann wird sein Ehrgeiz befriedigt sein und er wird bald einsehen, daß er es auch nicht besser machen kann als wir. Leyser wird dann der Unsere sein, und wir werden Frieden in der Kille haben wie bisher.“

Rosenthal hatte recht. Raphael Leyser wurde gewählt, und was wurde aus der Reformpartei? Alles blieb beim alten: Baruch waltete weiter seines Amtes im Tempel ohne Samtkäppchen, sondern in seinem alten hohen, verbeulten Zylinderhut; die Aliaus wurden wie bisher versteigert, die endlosen Mischebeirachs vom Kantor heruntergeschnarrt. Nach den schweren Wahlkämpfen zog wieder das gewohnte ruhige Tempo in das Gemeindeleben ein, nur hin und wieder unterbrochen durch die in all den kleinen Gemeinden nie ganz ausbleibenden unvermeidlichen „Stürme im Wasserglase“.

IX.

Die Tage wurden kürzer. Der Winter nahte, der letzte Winter, den L**ö**b in dem Städtchen verbringen sollte. Rauhe Ostwinde wehten jetzt oft aus dem eisigen Rußland herüber, rüttelten an den Giebeln und Dächern und Zäunen. Pfiffen durch die Gassen. Der Schnee schichtete sich höher und höher über Felder und Wege. Fast schien jedes Leben erstorben. Aber nur draußen. Drinnen in den Wohnungen der Bürger herrschte friedliche Beschaulichkeit. In den Kaminen prasselte und knackte der Kien trockener Holzscheite. Es war warm in den kleinen Stuben. Aus den Ofenröhren drang der süße Duft der Äpfel, die mit weißem Farin bestreut, den Gästen von der Hausfrau immer freigebig dargeboten wurden. L**ö**b saß bei traulichem Lampenschein jetzt bis tief in die Nacht bei seinen Büchern. Nur wenige Monate trennten ihn noch von dem Abiturium; die schriftlichen Arbeiten sollten bald beginnen, und der Ehrgeizige strebte danach, vom „Mündlichen“ befreit zu werden. Die Nachtstunden mußten Er-

satz bieten für manche Ablenkung am Tage. Es gab, wenn die Stürme sich gelegt hatten, auch Zeiten trockenen Frostes, wo die Sonne hell strahlte. Dann eilte die Jugend mit den Schlittschuhen zu dem kleinen Teich in Michel Samuels Garten, der einzigen, leicht zu erreichenden, gefegten Eisbahn. Trotz der starken Inanspruchnahme durch seine Vorbereitungsarbeiten, konnte man Löb fast täglich sich einige Zeit auf der blanken Fläche tummeln sehen. Doch den im Holländern und Übersetzen der Beine ziemlich Ungeschickten lockte wohl weniger die Ausführung des Sports als die Nähe Mirjams, die in ihrer Pelzboa und dem langhaarigen schwarzen Muff eine der elegantesten und graziösesten Läuferinnen der Stadt war. Der Kurzsichtige war auf der Eisbahn keine gern gesehene Erscheinung. Er stieß alle Augenblicke mit Jemand zusammen, den er dann zu Fall brachte, und er selbst lag mehr auf dem Eise als er auf ihm stand oder lief. Nur im Anschnallen der Schlittschuhe an die zierlichen Füßchen seiner Angebeteten bewies er eine gewisse Virtuosität, die man ihm nicht zutraute, wenn sich die Prozedur auch meist länger als eigentlich notwendig war, hinzog.

Nicht nur die Eisbahn schenkte dem Liebenden begehrenswerte Stunden, reizvoller war es für ihn vielleicht noch, wenn er an mond hellen Abenden die süße Last seiner Angebeteten im Stuhlschlitten auf weißer Bahn zwischen den

glitzernden Bäumen der Allee langsam dahinschob. —

Schnee, Schnee, weit und breit Schnee. Welche Wonne für die Jugend. Die Kleinen warfen sich mit Schneebällen, der Eine wusch dem Andern das Gesicht mit Schnee. Winzige Schneekugeln rollte man über die Schneedecke, sie wuchsen an Umfang mit jeder Weiterbewegung. So entstanden große Schneeböcke. Man türmte sie auf einander, bildete Wände, erbaute eine Schneeburg. Schnee, Schnee, überall Schnee. Die Knaben organisierten zwei Armeen. Die eine sollte die Burg verteidigen, die andere versuchen, sie zu erstürmen. Mit Schneekugeln wurde die Festung bombardiert, Schneekugeln flogen zurück, Schnee, Schnee, überall Schnee. Den Jungen war es mit ihrem Spiele ernst, sie hatten Ziele, sie wollten sich behaupten, siegen. Ein kleiner neunjähriger „Feldherr“ schrieb diesen Brief:

Lieber Alfred! Frage dich hirmit an, ob du wieder Soldaten spielen willst. Du siehst doch selber ein, das aus dem Spiel e t w a s wird! Sei doch so gut und tu mir wenigstens den Gefallen und spiel doch, ja? Mit Erich Korden werden wir schon einig werden. Du wirst daß schon besorgen. Ich und du und alle meine Unterthanen werden uns schon gut vertragen und i c h werde mich bemühen, dieses Spiel in Schranken zu halten, damit

aus diesem Spiel ein ordentliches und gutes Spiel wird.

Lieber Alfred!!! Besorge, daß ich mit Erich Korden gut werde und daß alle, welche mit uns spielen, uns gehorchen und uns durch Liebe und Tüchtigkeit ansehen lassen wollen, und daß aus diesem Spiel wenigstens etwas wird. Mache schon das Ich mit Erich Korden heute gut werde. Schreibe dir sämtliche auf die mit uns spielen und gebe mir dann die Liste und laß Küstern auch aufschreiben auf derselben großen Liste damit ich sehen kann wieviel Soldaten wir haben und das ich mich danach richten kann. Wie steht es mit dem K r i e g? Es wird schon gut werden!!! Von wo aus Grobelski angreift, werden wir im Stande sein ihn völlig zu schlagen. Um baldige Antwort bittet

Dazek.

Hauptmann z. D.“

Stehen drüben noch kühne Burgen der Jugend?
Ach, sie sind weggetaut, zusammen mit den stol-
zen Schneemännern, die sie schützen sollten.
Schnee — Schnee — —.

* * *

*

Frischen Schnee senden die Wolken in wirbelndem Tanze zur Erde. Er erhöht die weiße Schicht auf Feldern und Wegen, auf Straßen und Plätzen, auf Dächern und Bäumen. Kein Vogel singt — es ist Stille. Nur hin und wieder klingen die Schellen eines ländlichen Schlittengespanns ans Ohr. Dann herrscht wieder Ruhe. Einsamkeit liegt über der Stadt. Aber in den Häusern wird es licht und lichter. Aus allen Fenstern, selbst der ärmlichsten Hütten in den winkligen Gassen aufleuchtet flackernder Kerzenschein in das Dunkel der erwachenden Nacht. Die christlichen Bürger feiern das Weihnachtsfest, die jüdischen, bei deren wechselndem Kalender solches Zusammenfallen der Zeiten keine Seltenheit ist, diesmal gleichzeitig das Chanukkahfest. In den Häusern der Einen strahlen die reichgeschmückten Tannenbäume, bei den Andern die kleinen gelben Wachskerzen in achtarmigen Leuchtern oder bescheiden auf Tellern oder Holzplättchen geklebt. Hier singt man „Moaus sur jeschuussi — Schirm und Schutz“, dort „Stille Nacht, heilige Nacht“. Überall, wenn auch verschiedenen Erinnerungen entströmend, Weihe, Freude, strahlende Augen. Aus Himmelshöhen schaut der allgütige Vater herab und freut sich mit allen seinen Kindern, denen er ja in unendlicher Liebe ungetrennt gleichmäßig zugetan ist.

Im Schulstübchen beim Lehrer Daniel zeigten sich die kleinen Jungen erregt das Chanukkah-

geld, die blanken neuen Kupferpfennige, mit denen der Vater oder Großvater die von der Mutter genähten, mit einem Bändchen oben zusammenziehbaren bunten, leinenen Beutelchen gefüllt hatte. Ohne diese Münzen kein richtiges Chanukkah, ohne die harmlosen Spiele „auf Geld“ am abendlichen Familientische keine richtige Chanukkahfreude. Mit kleinen Würfeln spielte man „1, 2, 3, 4, 5, 6“ oder das seltener zum Gewinn führende „11, 12, 2“. Auf die hölzerne Tischplatte wurden mit Kreide die Zahlen geschrieben, und man löschte die getroffene mit an der Zunge angefeuchtetem Fingerchen aus. Gelang es einem Mitspielenden, hintereinander vier bis fünf Treffer zu würfeln, so versuchten die Andern, das allzu große Glück durch eine Zauberformel abzuwenden, indem sie im Chor wiederholt riefen: „Hexenfett, Leber, Hexenfett, Leber, Hexenfett, Leber!“ Meist führte diese Beschwörung merkwürdigerweise auch zu dem gewünschten Erfolg.

Neben den Würfelspielen war das Lotto bei Alt und Jung wohl das Beliebteste. Zum Bedecken der gezogenen Nummern verwendete man die kleinen viereckigen, durchsichtigen Täfelchen, die Glaser Löwenthal den Kindern immer bereitwillig aus dem Glase zerbrochener, nicht mehr brauchbarer Fensterscheibenstücke mit seinem Diamantstift ausschnitt.

Acht Tage wurden die Lichtchen angezündet

zur Erinnerung an das Wunder im alten Tempel zu Jerusalem, wo ein Ölkrüglein, dessen spärlicher Inhalt sonst kaum für einen Tag ausgereicht hätte, acht Tage Licht spendete. Und bei den flackernden Wachskerzen huldigte man nun in dankbarem Freudengefühl acht Tage hindurch dem harmlosen Spiel, den Freitagabend ausgenommen, an dem der Gedanke an die Heiligkeit des Sabbath's eine solche Kurzweil nicht zuließ.

Hatte nun die jüdische Jugend schon viele Winterfreuden, so bot sich ihnen wie auch den Andern um diese Zeit noch eine hübsche interessante Abwechslung durch arme polnische Jungen, die mit einem Holzschrankchen auf dem Rücken in den frühen Abendstunden in den Küchen der Häuser erschienen. Das primitive Gehäuse zeigte ein zusammengestelltes Bild eigenartiger Buntheit. Es bestand aus einer austapezierten Kiste, die durch Zwischenbrettchen in verschiedene Abteilungen getrennt war, in denen den Baukästen entnommene Häuschen, Bäume, Türme, außerdem Püppchen, Engelfiguren, eine Krippe und, o Wunder, ein mit dem Kopfe wackelnder Esel nicht ohne geschmackvolle Anordnung aufgebaut waren. Das Ganze war durch Weihnachtskerzen erleuchtet. Der Arrangeure des Unternehmens waren drei. Der eine von ihnen stellte sich, den Kasten auf dem Rücken, mit dem Gesicht zur Eingangstür, damit das Auditorium, die Dienstmädchen, die Kinder und wohl auch mal Mutter und Vater,

einen vollen Einblick in die Wunderbühne, deren bis dahin verschlossenen Tür jetzt geöffnet war, genießen konnten. Die „Bethlehemknaben“, wie man sie nannte, von denen der zweite unentwegt ein metallenes Glöckchen läutete, sangen in gebrochenem Deutsch, aber mit hellen, klaren Kinderstimmchen, dieses Lied:

Es kommen drei Kön'ge aus Morgenland,
aus Morgenland,

Der König Herodes hat sie gesandt,
Der König Herodes hat sie gesandt.

Wir wünschen dem Herren einen goldenen Tisch,
einen goldenen Tisch,

An allen vier Ecken gebrat'ne Fisch,
An allen vier Ecken gebrat'ne Fisch.

Und in der Mitte ein Gläschen mit Wein,
ein Gläschen mit Wein,

Damit er kann trinken und lustig sein,
Damit er kann trinken und lustig sein.

Wir wünschen der Madam' eine goldene Kron',
'ne goldene Kron'

Und über's Jahr einen schönen Sohn,
Und über's Jahr einen schönen Sohn.

Wir wünschen dem Sohn ein gesatteltes Pferd,
ein gesatteltes Pferd,

Ein paar Pistolen, ein blankes Gewehr,
Ein paar Pistolen, ein blankes Gewehr.

Wir wünschen der Köchin 'ne kupferne Kann',
'ne kupferne Kann',

Und über's Jahr einen buckligen Mann,
Und über's Jahr einen buckligen Mann.

Wir wünschen dem Stubenmädchen ein blaues Papier,
ein blaues Papier,
Und über's Jahr einen Musketier,
Und über's Jahr einen Musketier.

Es kamen drei Könige aus Morgenland,
aus Morgenland,
Der König Herodes hat sie gesandt,
Der König Herodes hat sie gesandt.

Die Kinder waren in das Anschauen der beleuchteten Wunderherrlichkeiten des Kastens tief versunken. Die Köchin hatte bei dem ihr zugedachten buckligen Mann aufgeschrien und wie, um dieses böse Verhängnis abzuwenden, sich bekreuzigt und dabei gemurmelt: „Wimie Ojca i Synna i ducha Swietego, Amen“ (im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.) Das Stubenmädchen war mit dem blauen Papier und dem Musketier natürlich zufriedener, verbarg aber schamhaft ihr Gesicht hinter der hochgehobenen Schürze. Die Bethlehemknaben heimsten schmunzelnd etliche Groschen als Belohnung für ihre Darbietungen ein, schlossen den Kasten und zogen in die Nachbarhäuser zu gleichem Tun weiter. Das trieben sie so alle Tage bis zum Jahresende, bis Silvester.

Silvester wurde lustig mit Pfannkuchen, Punsch und Bleigießen gefeiert, wobei der Kombination, was die mit dem Löffel aus dem abkühlenden Wasser herausgefischte, zu einem merkwürdigen Gebilde geformte, siedende Bleiflüssigkeit für die

Zukunft des Gießenden wohl zu bedeuten hätte, ein weiter Spielraum gelassen wurde. Die sachverständigen Familienmitglieder wollten meist bei einem jungen Mädchen den Brautkranz erkennen, bei einem, der viel mit der Feder zu tun hatte, ein Schreibzeug, bei dem erwerbenden Vater Hinweise auf zu erwartenden großen Reichtum und dergleichen mehr. Um Mitternacht öffneten sich überall die Fenster; „Prosit Neujahr!“ rief man sich hoffnungsvoll zu, und die Jugend bewarf sich mit Knallerbsen und brannte bengalische Flammen ab. Das lustige Treiben zog sich lange bis nach Mitternacht hin, und die weit in den Tag hinein Schlummernden wurden erst durch den Nachtwächter, der sein Horn zur Begrüßung des Jahres in den Hausfluren und Küchen blies, geweckt. Noch manche andere Gratulanten stellten sich ein: Die Schornsteinfeger, die Zeitungsfrau, der Bäckerjunge, alle meist sinnige Neujahrsverse, gedruckt auf blanken Karten oder bunten Zetteln, überreichend. Die Bürger konnten heute die Geldbörse kaum aus der Hand legen, denn für diese Ovationen erwarteten die Spender natürlich immer einen klingenden Dank. Es war Neujahr. In den christlichen Familien, wo der Weihnachtsbaum gestrahlt hatte, wurde er heute von der Jugend „geplündert“. Man tat sich an den Herrlichkeiten von Nüssen, Marzipan, Äpfeln noch einmal ausgiebig gütlich.

Nun stand der eben noch so reich geschmückte

Tannenbaum beraubt und kahl da. Ein Bild der Vergänglichkeit alles Schönen, des nie Wiederkehrenden. Entschlummert war das Jahr, vergangen mit seinen Freuden, aber auch mit seinen Leiden und Sorgen. Heute war Neujahr. Der Beginn neuer Schmerzen, neuer Kämpfe, aber auch neues Schönen, neuer Arbeit.

X.

Arbeit, nur Arbeit war jetzt Löbs Wahlspruch. Er wollte sich in den nächsten Wochen bis zum Abiturium durch keine Vergnügungen ablenken lassen. Die Privatstunden, die er zu erteilen gezwungen war, raubten ja ohnehin kostbare Zeit seiner Vorbereitungsstudien. Nur einmal riß er sich heraus, aber da waren die schriftlichen Arbeiten bereits alle abgegeben, und er hatte das Gefühl, daß sie ihm sehr gut gelungen seien. Es war die Fastnachts- und Purimzeit. Im Städtchen herrschte ein lustiges Leben tollen Mummenschanzes. Die Jungen und Mädels nähten und flickten an ihren Maskenkostümen. Indianer mit phantastischer Kopfbedeckung aus zusammengefügtten Gänsefedern waren bei den Knaben besonders beliebt, dann Harlekings mit klingenden Schellen, Tiroler mit ihren hohen, runden, schwarzglänzenden Hüten, Bauern mit langschössigen Röcken und Schaftstiefeln, Soldaten mit dem allzu weiten Extraanzug des älteren Bruders. Mancher strengte sich nicht besonders an. Er schob unter den wei-

ten Gehrock des Vaters im Rücken ein Kissen und stellte so einen Buckligen vor. Ein Anderer wollte als Aktuar gehen, sein Kostüm bestand aus einem zusammengefalteten Bogen Kanzleipapier, den er unter dem Arm geklemmt hielt. Herrliche Maskeraden! Aber schließlich war ja die Hauptsache, daß man unerkannt blieb, und dazu dienten die bunten, mit Brillen, Bärten und langen roten Nasen versehenen Larven, unter denen sich bei den schwitzenden Jungen eine gefährliche Hitze entwickelte, die die dünnen Pappgebilde zur Unförmigkeit oder gar baldigen Auflösung verurteilt hätte, wenn sie nicht von den findigen Knaben eigenartig präpariert worden wären. Wo nur irgend ein Stückchen Siegelack auf den Schreibtischen der Väter oder Buchhalter zu entdecken war, verschwand es unter den kleinen Händen. Die über einem Lichte flüssig gemachten Stangen wurden in das Innere der Larven getropft und bildeten dort eine nicht zu dünne Schicht zwischen Pappe und Gesicht. So entstand ein schlechter Wärmeleiter, durch den man zwei Fliegen mit einer Klappe schlug. Die Papplarve blieb unversehrt und gleichzeitig war es unter ihr weniger schwül. In solcher Maskerade zogen nun die jugendlichen Scharen mit Halloh durch die Straßen in die Wohnungen der Bürger, überall von den Erwachsenen freundlich empfangen. Eine Demaskierung wurde konsequent abgelehnt, und auf eine etwaige Frage: „Wer bist Du, schöne

Maske?“ oder „Woher kommst Du?“ wurde mit einem stereotypen Schütteln des Kopfes geantwortet.

Bei Samuels ging es anders zu. Diese veranstalteten einen eleganten Purimball, zu dem zahlreiche Einladungen ergangen waren. Was hier an Masken erschien, konnte sich schon sehen lassen. Wer kein fertiges eigenes Kostüm besaß, hatte es sich durch die Hausschneiderin aus eigenen Beständen geschmackvoll zusammengestellt, oder man hatte es aus den Verleihgeschäften der benachbarten größeren Städte bezogen. Da bewegten sich in den hellerleuchteten Räumen der Samuelschen Wohnung Dominos, Königinnen der Nacht, Zigeunerinnen, Don Juans, Bajazzos in buntem Durcheinander, bis zur Demaskierung unkenntlich gemacht, nicht durch simple, grellbemalte, entstellende Pappe, sondern durch dünne, zierliche Larven aus schwarzem Atlas, die den anmutigen Eindruck noch hoben. Bei dieser Veranstaltung wollte LÖB nicht fehlen. Dieses eine Mal konnte er sich schon seinen Arbeiten entziehen. Er hatte durch Kreuz- und Querfragen rechtzeitig herausbekommen, daß Mirjam in dem Phantasiekostüm eines weiblichen blauen Dragoners erscheinen würde. Es gelang ihm, durch die im Beschaffen von Theaterrequisiten ja so findige Frau Doris Kirsch eine ihm passabel sitzende Dragoneruniform zu erlangen — — vielleicht war es dieselbe, die einmal in Calderons „Leben ein

Traum“ Fleischer Salmes Auftreten als spanischen Granden ermöglicht hatte. Mochte diese Uniform vielleicht auch nicht mehr in der vollen Verfassung sein, daß sie bei einer Parade dem Eskadronchef genügt hätte, hier erfüllte sie jedenfalls die von Löb beabsichtigte Wirkung.

Als er sporenklirrend auf seine elegante Regimentskameradin zuschritt und vor ihr stramm salutierte, ging ein allgemeines Ah! durch die Reihen. Mirjam war von dieser sinnigen Ovation hocherfreut und überrascht. Sie hätte in der Maske sofort Löb auch dann vermutet, wenn sie ihn nicht schon daran erkannt hätte, daß er in seiner Kurzsichtigkeit überall anstieß und fortwährend über den Teppich stolperte. Allen Gästen bot diese Maske, wie auch übrigens die meisten andern, nach der Demaskierung durchaus keine Überraschung mehr, aber in einer schmucken Kujawianka mit schwarzem Mieder, roter Korallenkette und gleichfarbiger „Kopka“ hatte man merkwürdigerweise nicht die anmutige Gastgeberin vermutet. Diese machte nun die Honneurs und ließ die traditionellen Erfrischungen: Naut, Hausblasen, Krillerbsen und dergleichen freigiebig servieren. Michel Samuel mußte, um sich zu verschnafen, die Weste etwas öffnen. Er hatte von seinem Purim-Leibgericht, Brühe mit Kräppchen, doch etwas zuviel genossen. Da konnte auch der jüdischste Magen wohl mal ein bißchen revoltieren. Aber es ging alles noch gut vorüber, und die

lustige Gesellschaft blieb bis zum frühen Morgen angeregt beisammen. Die bunten Paare der Jugend drehten sich in fröhlichem Tanze, die Mütter beobachteten mit Befriedigung ihre hoffnungsvollen Kinder, und die Väter saßen an kleinen Tischen im Nebenzimmer und — — spielten Klaviers.

XI.

Der Tag des Abiturientenexamens war nun endlich herangekommen. Sechs Jünglinge in Frack und Zylinder, unter ihnen Löb und Adolph, Arm in Arm, wie sie es sich einmal auf ihrer ersten gemeinsamen Wanderung erträumt hatten, verschlang die Eingangstür des Gymnasiums. Für alle andern Schüler war heute schulfrei. Neugierig und mitleidsvoll starrten viele zu den hohen Fenstern der Aula empor. In ihr spielte sich das Grausige in Gegenwart des gestrengen Herrn Provinzialschulrats aus Posen ab. Man wartete auf das erste Ergebnis. „Wird jemand dispensiert werden?“ raunte man sich zu. Anscheinend nicht. Es war schon über eine Stunde vergangen. Eine beunruhigende Stille. Da — es öffnete sich die Haustür. Rublowicz erschien in seiner ganzen Kleinheit. Er stolperte. Der Klemmer fiel ihm von der Nase, und er wäre die Treppe hinabgestürzt, hätten ihn nicht einige Komilitonen jubelnd in ihren Armen aufgefangen. Es war erreicht. Der polnische Bocher war Mulus.

endlosen Felder gleiten, die wieder in strahlende Frühlingssonne gebadet, still dalagen. Die Augen waren nach dem ihm unbekanntem Westen gerichtet, aber seine Gedanken drängten nach Osten in die Heimat, wo Vater und Mutter seiner harrten. Löb reiste gen Czarnow.

* *
*

Die Vaterstadt schien sich nicht verändert zu haben.

Bei den Eltern herrschte natürlich Jubel und Freude über den heimgekehrten Sohn nach den vielen Jahren banger Trennung, aber Löb fühlte schmerzlich, daß er den Zusammenhang mit seiner Heimat und seinen Lieben verloren hatte; Traurigkeit, unsagbare Traurigkeit erfüllte sein Herz. Er versuchte sich zu beherrschen, seine wehmütige Stimmung zu unterdrücken. Es gelang ihm kaum.

„Nun wird alles noch gut werden, mein Sohn,“ frohlockte die Mutter. „Jetzt bleibst Du bei uns und wirst wieder ein guter, frommer Jude sein. Hier wirst Du glücklich werden. Du wirst mit Hanna Margulies, der schönen Tochter des reichen Kaufmanns, Dir ein behagliches Heim gründen und in sorgenlosem Leben Dich ganz dem Talmudstudium widmen können.“

Schweres hatte Löb in den nächsten Tagen zu durchkämpfen. Er war an der Grenze seiner see-

lischen Kraft. Der Schmerz, den er den Eltern bereiten würde, wenn er die Heimat jetzt noch einmal, und dann wohl für immer, verliese, rüttelte an seinem Herzen. Er liebte seine Mutter. Sie würde vor Gram frühzeitig sterben.

Dann wieder stiegen die jahrelangen Entbeh-
rungen, Mühen und Kämpfe, mit denen er seine
Gymnasialstudien begonnen und nun glücklich zu
Ende geführt hatte, vor ihm auf. Sollte dies alles
umsonst gewesen sein! Er wollte ein deutscher
Gelehrter, kein ostjüdischer Talmudist werden.
Freilich, hier würde er ohne materielle Sorgen
leben können, woher sollte er aber die Mittel zu
dem jahrelangen Universitätsstudium hernehmen?
Und dann, wenn er es schon bis zu einem Staats-
examen bringen würde, was dann mit ihm, einem
drüben meist nicht gern gesehenen „polnischen
Juden“? Der Sorgen, des Elends kein Ende. Der
arme Löb, der arme Bocher. Er drohte, bei seinen
Überlegungen zusammenzubrechen.

Ein kleiner Planwagen fuhr an einem der
nächsten Tage bei anbrechender Nacht zur Grenze.
Der Himmel hing voller schwarzer Wolken. Es
wurde stockdunkel. Die mageren Pferdchen und
der Kutscher konnten den Weg kaum vor sich

sehen. Langsam ging es Schritt für Schritt vorwärts. Dichte Nebel lagerten auf den hier so öden östlichen Feldern. Stunde auf Stunde verrann. Einsamkeit. Die Insassen des Gefährts sprachen kein Wort. Waren sie vielleicht eingeschlummert? Der Kutscher war wach; mit Aufmerksamkeit lenkte er die Zügel, es bestand die Gefahr, daß die Pferde von dem schmalen Wege in den seitlichen Graben stürzten. Die Räder knirschten im Sande, sonst war eine tiefe Stille. —

Endlich wuchsen aus dem aufsteigenden Nebel die Türme einer Stadt empor. Es war eine der kleinen deutschen Grenzstädte. Löb Rublowicz überschritt die Grenze. — — —

Die Sonne ging auf! — — —

Löb atmete tief und betete.



Von Heinrich Kurtzig ist ferner erschienen:

Ostdeutsches Judentum

Tradition einer Familie.

Mit einem Vorwort von *Erdmann Graeser*.

Zweite Auflage. — 164 Seiten in Geschenkganzleinen M. 2.85.

Ich habe das recht gut erzählte, amüsante und ernste Buch gern gelesen. Es sollte zu einer Sammlung von Büchern unter dem Begriff dieses Buches kommen. Das wäre für unser ganzes Volk von nicht unbedeutendem Wert; denn was weiß ein Westdeutscher oder Niedersachse von diesen ostischen Menschen?

Gustav Frenssen.

Diese schlichten, ohne Ehrgeiz, aus der Überlieferung und aus eigenem Erleben berichteten Schicksale einer weitverzweigten Posenischen Judenfamilie kann man nicht ohne Bewunderung lesen.

Vossische Zeitung, Berlin.

Ein Stück Familienchronik und mehr noch: ein Stück Kulturgeschichte des deutschen Ostens, wie es nicht gerade alltäglich geschehen, erlebt und — vor allen Dingen — nicht alltäglich in der gleichen gemütvollen, schlichten und menschlich verstehenden Form geschildert wird. Ein gediegenes, prunkloses Stück Volks- und Kulturgeschichte, in das man sich gern vertieft.

New Yorker Staatszeitung.

Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Buches beruht vor allem darauf, daß es einen Einblick in das geistige und wirtschaftliche Milieu der deutsch-jüdischen Bevölkerungsschicht der ehemaligen Provinz Posen gewährt.

Deutsche Literaturzeitung der deutschen Akademien der Wissenschaften.

Von Heinrich Kurtzig ist ferner erschienen:

Kaufmann Frank

Geschichte eines Lebens.

In Ganzleinen M. 2.85.

Die Tatsache wird bestätigt, daß das Leben der beste, wenn auch grausamste Dichter ist. Aus dem Leben eines Dichter-Kaufmanns — oder ist das unser aller Leben? — mit seinem ewigen Auf und Ab, seinem Hoffen und Enttäuschtsein, mit seinem kleinen Glück und den großen Bitternissen wird das Fazit gezogen. Mit wahrhaft weiser Erkenntnis; uns allen zum Trost.

Die Woche, Berlin.

Der Verfasser schildert, wie aus dem idealistisch und auch dichterisch veranlagten Sohn eines jüdischen Industriellen in der kujawischen Kleinstadt ein Mann des praktischen Lebens wird; wie Anregungen, Begegnungen und Freundschaften auf das unverdorrene Wesen des Jünglings einwirken, seinen Charakter bilden und den Träumer mit den gewichtigen Problemen bekanntmachen, die die moderne Welt erfüllen.

8-Uhr-Abendblatt der National-Zeitung, Berlin.

Man wird das Buch nicht aus der Hand legen, ohne viel Belehrung und Erbauung aus ihm zu gewinnen.

Vossische Zeitung, Berlin.

Dorfjuden

Ernstes und Heiteres von ostischen Leuten.

Preis M. 2.—.

Derbe, an Till Eulenspiegel erinnernde Geschichten wechseln mit ernstem, menschlich rührsamem Erzählungen ab.

Berliner Tageblatt.

Auch in dieser von der Sonne echt jüdischen Humors verklärten Milieuschilderung hat der Verfasser den richtigen Ton getroffen.

Die Wahrheit, Wien.

Die Lehren des Judentums

nach den Quellen herausgegeben vom Verband der deutschen Juden
bearbeitet von *Dr. S. Bernfeld* und *Dr. F. Bamberger*.

BAND I (Teil 1 und 2):

Die Grundlagen der jüdischen Ethik — Die sittlichen Pflichten des Einzelnen.

BAND II (Teil 3 und 4):

Die sittlichen Pflichten der Gemeinschaft — Die Lehre von Gott.

BAND III (Teil 5):

Judentum und Umwelt.

Drei Ganzleinenbände je M. 7.50.

Umriss des Liberalen Judentums

übersetzt von *Joseph Kauffmann*
und herausgegeben von *Dr. Seligmann*.
Ganzleinen M. 7.60.

Es ist ein eigenartiges Werk, keine gelehrte theologische Schrift und erst recht nicht eine Streitschrift im Kampfe der jüdischen Parteien. Es ist das Werk eines wahrhaft frommen, tief religiösen Mannes von lauterstem Charakter und außergewöhnlicher Güte. Das Buch kann einem jeden wärmstens empfohlen werden.

Breslauer Gemeindeblatt.

Die Pharisäer

von *R. Travers Herford*.

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von *Dr. W. Fischel*.
Geh. M. 9.—, geb. M. 10.50.

Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, Inhalt und Bedeutung dieses äußerst dankenswerten Buches in eine kurze Anzeige zu pressen...
...wir begrüßen die vorliegende, von echter Wahrheitsliebe und tiefer Religiosität zeugende Schrift...

Jüdische Gedanken u. Gedanken über Judentum

von *Dr. J. H. Hertz*, Oberrabbiner des Britischen Reiches.

Autorisierte Übersetzung von *R. Perles*.

Geb. M. 4.80, in Ganzleder M. 12.—.

... Alle Richtungen im Judentum sind hier berücksichtigt. Das Buch empfiehlt sich besonders als Geschenkwerk...

Jüdische Skizzen

von *Felix Perles*.

2. Auflage. — Elegant geb. M. 5.—.

... Möge das Buch viele eifrige und wissensdurstige Leser in allen Kreisen finden.

GUSTAV ENGEL VERLAG - LEIPZIG